

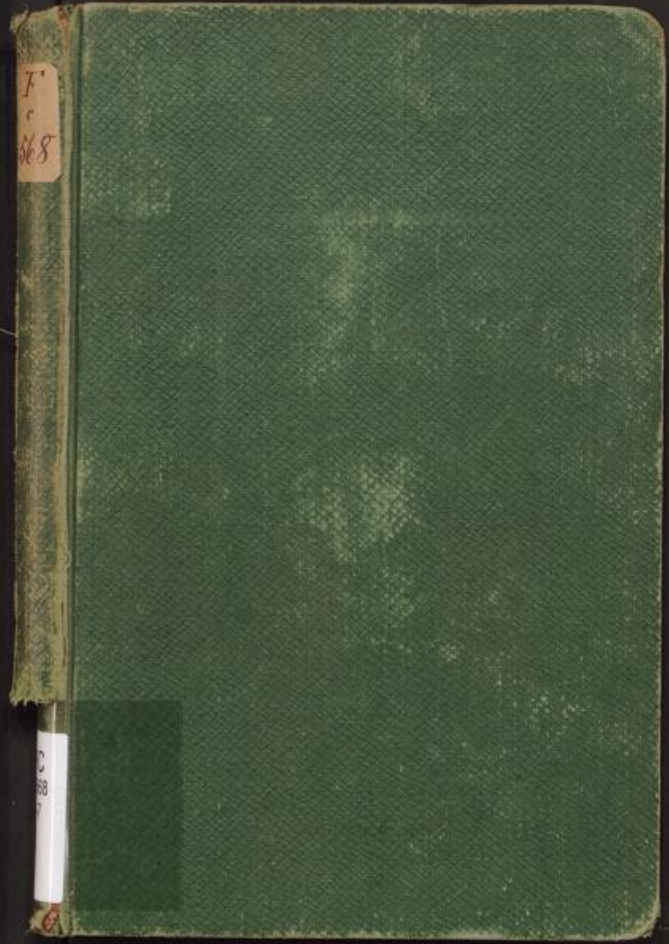


Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

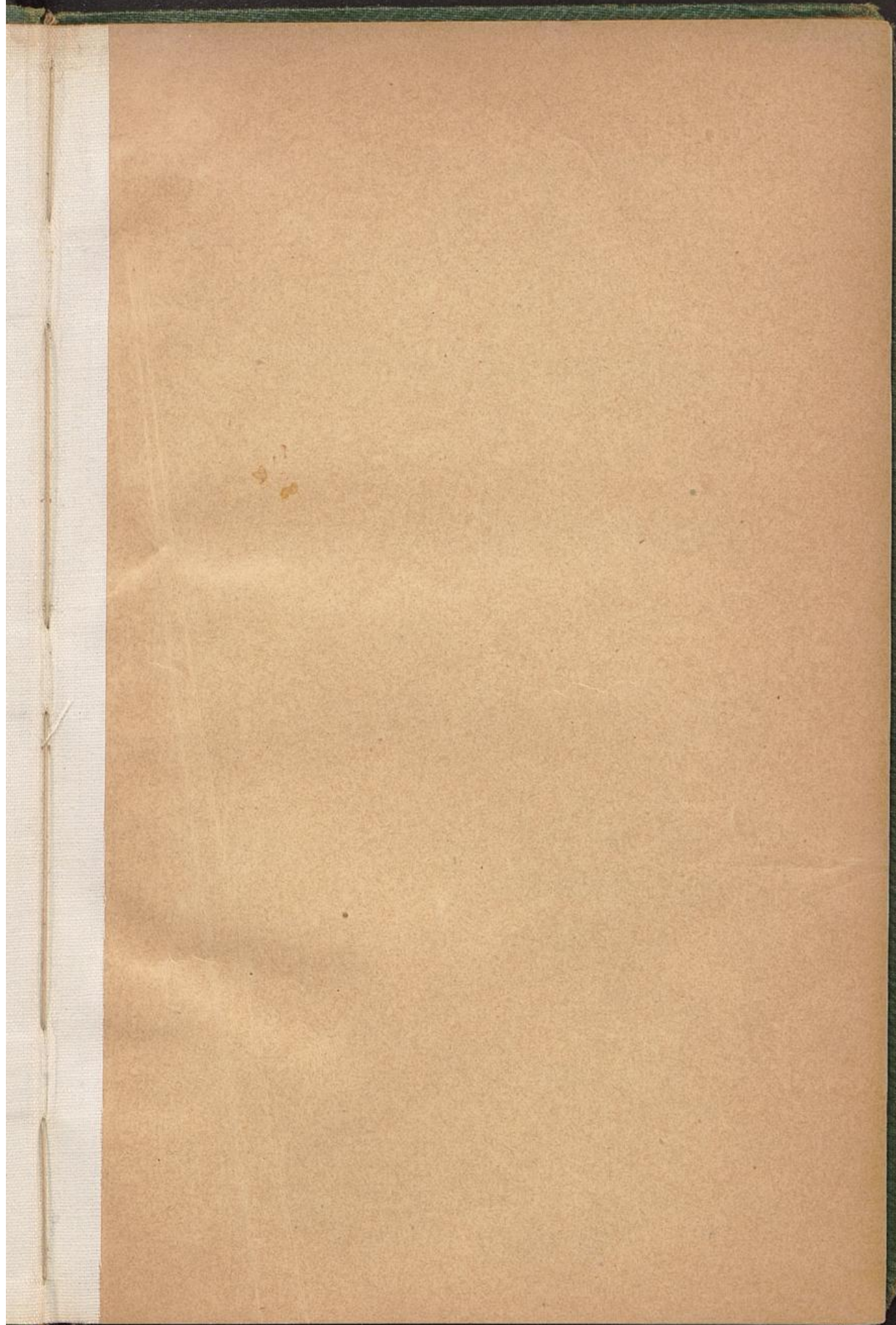
1902/1903

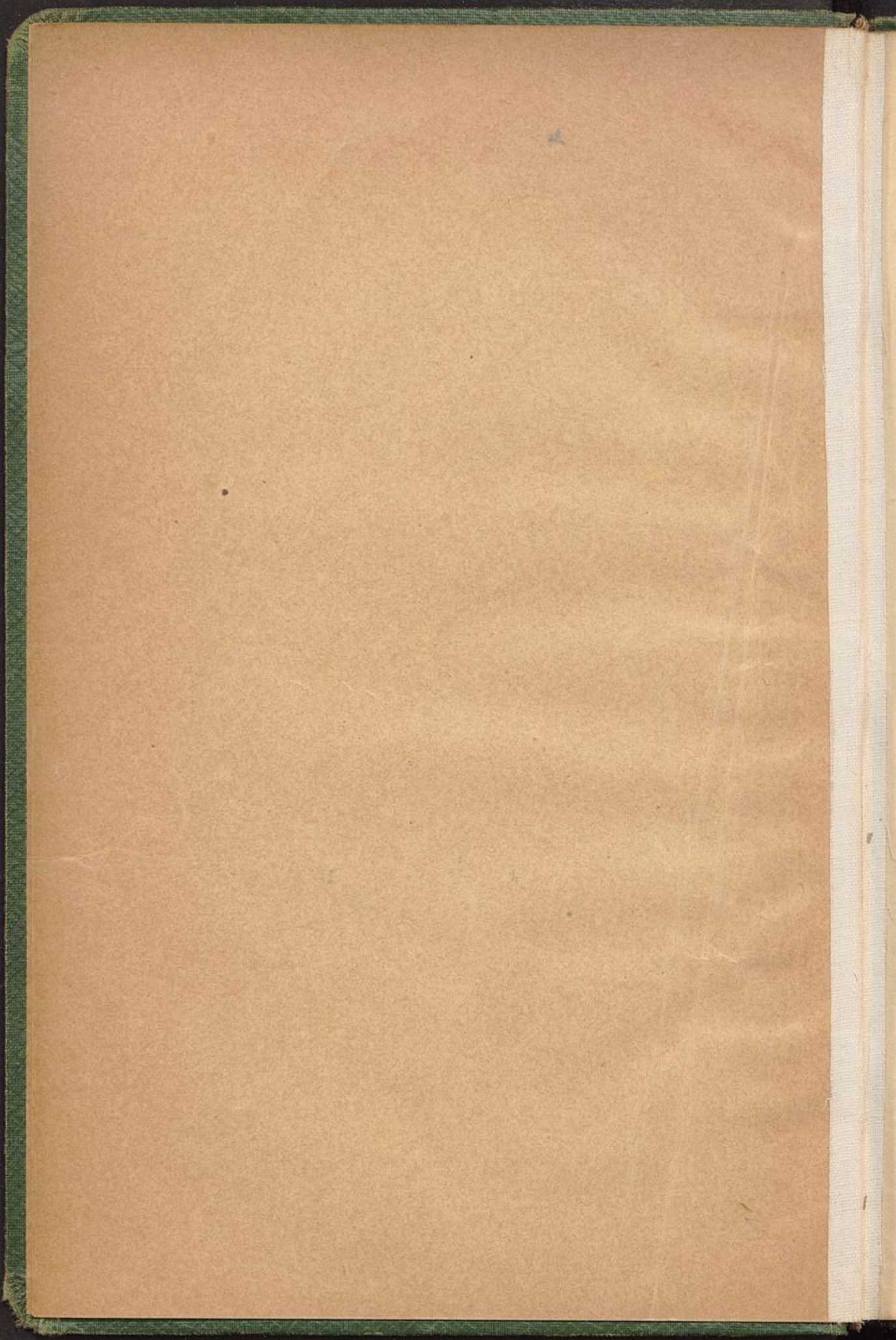


F
c
568

C
568
7

Fc568





Deutsche Kolonialgesellschaft.

Verhandlungen

der

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1902/1903.

Band VII.



Berlin 1903.

Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Verhandlungen

Anton von Arnim-Bohlen

1802

4/27



Fc 0568-7

~~34F 996~~



Fc568

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: von Pommer-Esche, Wirkl. Geh. Reg.-Rat und Ober-Präsident a. D., Exzellenz.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Direktor Rieken.

Der stellvertretende Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer.

Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.

Dr. Herzog, Staatssekretär a. D., Exzellenz.

Imberg, Rechtsanwalt.

von Kettler, Generalleutnant, Exzellenz.

G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär im Reichspostamt, Exzellenz.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Dr. Schön, Hilfsarbeiter im Kaiserl. Gesundheitsamt.

Simons, Major.

W. Staudt.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Reiseeindrücke aus Schantung von Dr. Fischer, Wirkl. Geh. Rat	1
2. Die Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung in Kiantschou von Dr. Schrameier, Admiraltätsrat	26
3. Die eventuelle Errichtung von Lungenheilstätten in Deutsch-Südwestafrika von Dr. Julius Katz	62



1

7

Reise-Eindrücke aus Schantung.

—
✻
Vortrag

von

Dr. Fischer, ✓

Wirklicher Geheimer Rat,

Präsident der Schantung-Eisenbahn- und der Schantung-
Bergbau-Gesellschaft.



2/34.80

Der nachstehende Vortrag Sr. Excellenz des Wirkl. Geheimrats Dr. Fischer wurde am 4. November 1902 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Damen und Herren!

Schantung heisst und ist ein Bergland. Ein grosser Teil seiner Oberfläche wird von Gebirgen eingenommen, die sich in zwei durch eine tiefe Einsenkung geschiedene Systeme gliedern. Die östliche Gruppe füllt die weit ins gelbe Meer vorspringende Halbinsel beinahe vollständig aus; sie umsäumt vom deutschen Pachtgebiet an bis in den Meerbusen von Tschili hinein den Meeresstrand mit malerisch abfallenden Steilküsten. Die andere Gruppe bildet ein ungefähr gleichschenkliges Dreieck, dessen Grundlinie nach Norden gerichtet ist, während die beiden Schenkel nach Südost und Südwest gehen und sich im Süden der Provinz treffen.

Die deutsche Eisenbahn entspringt in Tsingtau, umfährt den Busen von Kiautschau, geht nordwestlich bis Weihsien und führt dann am Nordabhang des Gebirgsdreiecks entlang nach Westen bis Tsinanfu. Eine Zweigbahn wird im Poschan-Tal aufwärts gebaut. An dieser Bahn liegen mehrere der bedeutendsten volks- und verkehrsreichsten Städte der Provinz. Zunächst Weihsien, der Knotenpunkt der jetzigen Handelswege im Innern von Schantung, dann Tschingtschoufu, ein grosser volkreicher Ort, dessen Bevölkerung in zwei Mauerungen getrennt lebt, der Chinesen- und der Mandchustadt; dann Poschan mit seiner mannigfaltigen Industrie; ferner Tschoutsun, der Sitz des Seidenbaues, der Seidenweberei und

des Seidenhandels, endlich die Landeshauptstadt Tsinanfu. Ferner liegen an der Bahn drei bedeutende Kohlenlager: das von Weih sien, die Ablagerungen im Poschan-Tal und die in der Mulde von Putsun.

Ich hatte mir für meine Reise zwei Ziele gesetzt: Einmal wollte ich Land und Leute der Provinz, in welcher die ersten deutschen Eisenbahnen und die ersten deutschen Bergwerke in China errichtet werden, aus eigener Anschauung kennen lernen, und dann wünschte ich von dem Stande dieser Arbeiten, an denen ich von ihrem Beginne an mitgewirkt habe, an Ort und Stelle Kenntnis zu nehmen. Mein Reiseweg war mir damit klar vorgeschrieben; ich hatte einfach der Bahnlinie zu folgen, erst, soweit sie fahrbar war, im Eisenbahnwagen und dann auf der Landstrasse bis Tsinanfu. Um das Poschan-Tal nicht zweimal, aufwärts und abwärts, bereisen zu müssen, sind wir von Tsinanfu etwas südlich bis Taiianfu gegangen und haben von dort in nordöstlicher Richtung, einige Gebirgsriegel übersteigend, Poschan erreicht. Dann sind wir das Poschan-Tal abwärts wieder zur Bahnlinie gegangen und ihr folgend im wesentlichen auf demselben Wege wie auf der Ausreise wieder zurückgekehrt. Was ich Ihnen von dieser Reise zu erzählen habe, erhebt nicht den Anspruch, Ihnen etwas Neues zu bieten; ich bitte Sie, an meine Mitteilungen nicht den Massstab anzulegen, mit dem Sie wissenschaftliche Vorträge zu messen gewohnt und berechtigt sind, sondern sie als einen schlichten Bericht, wie man im Innern von Schantung reist und was ich unterwegs gesehen habe, nachsichtig aufzunehmen.

Sobald man sich in China von der Eisenbahn trennt, ist man auf eine Art zu reisen angewiesen, die von der unsrigen bedeutend abweicht. In den Herbergen findet man im wesentlichen nur die vier Wände, wo man sein Nachtlager aufschlagen kann, und notdürftige Schuppen für Reit- und Zugtiere. Alles übrige muss der Reisende mit sich führen, so Betten und Bettwäsche, Waschgerät, Tisch- und Kochgeschirr, ferner Mundvorrat und Getränke, darunter namentlich Tafel-

wasser; denn das Wasser, das man unterwegs vorfindet, ist nur im abgekochten Zustande und auch dann nur mit grosser Vorsicht verwendbar. Wagen, in denen Europäer es aushalten können, gibt es nicht, weil sie auf den fürchterlichen Wegen alsbald zerbrechen würden. Vornehme Chinesen reisen in Tragstühlen oder Sänften, die entweder von Maultieren oder von Menschen getragen werden. Wir zogen es vor, zu reiten, und wir haben die eisenbahnlose Strecke von rund 700 km auf den kleinen dauerhaften chinesischen Pferden in 20 Tagen, einschliesslich der Rasttage, zurückgelegt. Dabei ist ein für alle Fälle vorsichtig mitgenommener Tragstuhl mir, als dem weitaus ältesten und an dauerndes Reiten am wenigsten gewöhnten Mitgliede der Expedition, manchmal eine willkommene Abwechslung und Erholung gewesen.

Unser Zug war von Herrn Baurat Heinrich Hildebrand, dem Bauleiter der Schantung-Eisenbahn, vortrefflich organisiert worden. Er setzte sich zusammen aus drei Europäern, Herrn Hildebrand, meinem Sohn und mir. Dann der chinesische Sekretär der Schantung-Eisenbahn, ein noch junger Mann von guter Herkunft und Erziehung, welcher als unser Reisemarschall fungierte und der alle die Reibungen, mit denen solche Expedition verbunden ist, auf das geschickteste von uns abhielt. Die Beschaffung der nötigen Transportmittel, die Annahme und Entlohnung des öfters wechselnden Hilfspersonals, die Verhandlungen wegen der Herberge, des Nachtlagers, der Beköstigung von Mann und Vieh unserer Karawane, endlich die Trinkgeldspende am Morgen der Weiterreise: das alles und noch vieles andere spielte sich in Mr. Tzou Tschü fan's feinen geschickten Händen so sicher und geräuschlos ab, dass wir nichts davon zu sehen und zu hören bekamen, als die Dankesgebärden der mit dem anscheinend stets reichlichen Käschsegen Beglückten. Dann die Dienerschaft, vor allen der chinesische Koch, der beim Eintreffen ins Nachtquartier auf meist jämmerlichen Kochgelegenheiten die Tagesmahlzeit herzustellen hatte, und dies immer in unglaublich kurzer Zeit und stets zu unserer Zufriedenheit fertig

gebracht hat. Dankbar erwähnen möchte ich auch den kleinen krummbeinigen Mann, der an einer Bambusstange in zwei runden Körben den Mundvorrat für unsere Mittagsrast vor uns hertrug, und den wir den Leitstern nannten, weil er sich stets vor uns zu halten verstand und immer zur Stelle war, wenn wir einmal einer Erquickung bedurften. Dann die Boys, unsere persönlichen Diener, die das Nachtlager aufzuschlagen und abzurechnen hatten; die Pferdeknechte, die die Handpferde führten und an den Halteplätzen die Pferde besorgten, dann acht oder zehn zweirädrige Karren zur Fortschaffung unseres Gepäcks mit ihren Kutschern und Maultieren, endlich die acht Sänftenträger, zwei Garnituren von je vier Mann, die sich beim Tragen etwa halbstündlich abwechseln. So waren wir etwa 30 Menschen und 20 Pferde und Maultiere; dazu kamen dann noch Abteilungsbaumeister und Bahningenieure, die uns auf ihren Strecken begleiteten, und ferner der chinesische Ehren- und Begleitungsdienst.

Dass eine solche Karawane nicht auf gut Glück ins Land gehen kann, dass sie angemeldet und vorbereitet sein musste, ist klar. Auch in dieser Richtung hatte Herr Baurat Hildebrand, welcher durch mehr als zehnjährigen Aufenthalt in China mit dem Brauch des Landes vollständig vertraut ist, alles vortrefflich vorbereitet. Auf seine Anregung hin waren von dem Gouverneur der Provinz umfassende Anordnungen für unsere Sicherheit, für die nach chinesischer Sitte üblichen Ehrerweisungen und für unseren Reisekomfort getroffen worden. Schon am ersten Reisetage meldete sich ein chinesischer Reiteroffizier, der uns mit seinem Kavalleriezug das Geleit geben sollte und der seinen Auftrag auch trotz unseres Versuches, ihn abzulehnen, in trefflicher, ganz unaufdringlicher Weise ausgeführt hat. Ebenfalls noch auf der Bahn stellten sich uns zwei Abgesandte des Gouverneurs vor, die uns in seinem Namen beim Eintritt in das Innere der Provinz begrüßten und beauftragt waren, unterwegs nach dem Rechten zu sehen. Der jüngere von ihnen, ein aussergewöhnlich gut deutsch sprechender Dolmetscher, hat uns oft Ge-

legenheit zur Unterhaltung geboten. Trotz seiner Jugend bereits wohlbeleibt, mit runden Wangen und behäbigem Doppelkinn, sah Dolmetscher Giau, wenn er auf seinem fetten Maultier im langen Reisegewande würdig daher geritten kam, entschieden geistlich aus (mich hat er immer an Leo X. auf der Rafaelsfreske im Vatikan erinnert) und er wusste diesen klerikalen Eindruck noch zu verstärken durch die Salbung, mit der er die kleinsten Mitteilungen zu machen verstand.

Auch an Ehrenbezeugungen hat es uns nicht gefehlt. Überall sind wir in den Kreisstädten von den obersten Beamten, den Tschühsiens, etwa unseren Landräten vergleichbar, meist in grosser Amtstracht und von ihren oberen Civil- und Militärbeamten begleitet, feierlich begrüsst worden. Ebeuso hiessen uns die Stadtmagistrate, gewöhnlich schon vor der Stadtmauer, oft auch die Dorfvorsteher und ihre Ältesten vor dem Eintritt in die Ortschaften willkommen. Unsere Raststätte war in der Regel schon von aussen her festlich gekennzeichnet durch Masten mit Inschrifttafeln, Bannern und roten Laternen; dem für uns bestimmten Raum war durch Türvorhänge, Matten an den Wänden und auf dem Fussboden, einige Holzessel u. s. w. ein gewisser Anstrich von Wohnlichkeit verliehen. In diesen Räumen empfingen wir dann in der Regel gleich nach unserer Ankunft den Besuch der Orts-Obrigkeiten, und es ist auf diese Weise selten ein Tag vergangen, an welchen ich nicht Gelegenheit gehabt hätte, mich mit den massgebenden Persönlichkeiten des Kreises, der Stadt oder der Umgebung zu unterhalten. Die kleinen Unbequemlichkeiten, mit denen diese Ehrenerweisungen mitunter verbunden waren, z. B. wenn die Besuche eintrafen, ehe wir nach langem, staubigem Ritt uns nur im mindesten hatten säubern können, oder des Morgens in aller Herrgottsfrühe vor dem Kaffeetrinken, wurden in meinen Augen reichlich aufgewogen durch den Einblick, den sie uns in die Sitten, die Verkehrsformen und den Gedankenkreis der gebildeten Bevölkerung des Landes gewährten. Hierbei habe ich den alten Ruf der chinesischen Höflichkeit und ihres klugen

taktvollen Benehmens durchaus bestätigt gefunden; unter all den vielen Beamten, Offizieren, Literaten, Grundbesitzern, mit denen ich auf der langen Reise zusammengetroffen bin, ist nicht einer gewesen, der nicht den Eindruck eines wohl-erzogenen Mannes von sicherem, der Situation völlig entsprechendem Auftreten auf mich gemacht hätte. Erfreulich war es mir, in meinen Besuchern meist heitere Menschen zu finden, die für einen Scherz durchaus empfänglich waren und ihn gern und gewandt zurückgaben. „Ich bin selbst ein Fünfpfundmann“^{*)} sagte ein dicker Tschühsien fröhlich beim Wein zu mir, „ich mag Duckmäuser nicht leiden; nur dumme Beamte trinken nicht!“ Aufgefallen ist mir ferner das lebhaftere Interesse, welches ich für europäische und besonders für deutsche Verhältnisse bei vielen dieser Herren wahrnehmen konnte. Von den jüngeren Beamten und Offizieren hatten manche etwas Deutsch gelernt, entweder in den grossen Hafensplätzen ihres Landes, oder von den deutschen Instruktoren, denen sie ihre militärische Ausbildung zu verdanken hatten. Im Yamen des Gouverneurs trafen wir in Tsinanfu zwei jüngere Beamte, die längere Zeit in Deutschland gelebt hatten und unserer Sprache vollkommen mächtig waren. Der eine von ihnen hatte Goethesche Lieder ins Chinesische übersetzt; der andere beklagte sich, dass ihm seine deutschen Klassiker beim Ausbruch der Unruhen im Sommer 1900 abhanden gekommen wären.

Nach den chinesischen Begriffen von Höflichkeit gehört zum würdigen Empfang eines Fremden, dass man ihm, wie dies früher ja auch bei uns der Fall war, für seine Erquickung Speise und Trank zusendet. So ist uns beinahe in jedem Rastort zunächst der stets willkommene Thee dargeboten worden, ein Aufguss auf grüne Theeblätter, ein sehr erfrischendes Getränk. Diesem ersten Willkomm pflegte eine Prozession von Dienern zu folgen, die alle Bestandteile einer chinesischen Mahlzeit uns vorsetzten, die kalten Vorspeisen,

^{*)} d. h. ein Mann, der seine drei Flaschen Wein verträgt.

Eierscheiben, Süßigkeiten und Früchte aller Art, dann die berühmten chinesischen Gerichte, als Haifischflossen, Bambussprossen, Fische, Ragouts u. s. w., mit den dazu gehörigen Essstäben, die wir bald leidlich handhaben lernten.

Ich bitte Sie nun mir mitten auf den Weg zu folgen. Wir befinden uns am dritten Reisetage und haben am Morgen Weihsien verlassen, wo wir in einem Gartengrundstück vor der inneren Stadtmauer unser Nachtquartier gehabt haben. Noch stehen wir unter dem Eindruck, den die gewaltigen Mauern der grossen Stadt auf uns gemacht haben. Aus vulkanischen Blöcken hoch aufgeschichtet, ragen sie zinnengekrönt mit Türmen, Bastionen und Toren wehrhaft in die Höh', ein monumentales Bauwerk, dessen Wucht und Festigkeit uns unwillkürlich die Erinnerung an den Mauerring wach ruft, der die ewige Roma umschliesst. — Unser Weg führt uns grade nach Westen. Links vom Süden her treten die Berge immer näher heran. Kämme, Ketten und Hochebenen reihen sich aneinander, Spitzen und Kegel treten daraus hervor, darunter die weithin sichtbare Landmarke des Kuschan. Leider ist allen diesen Höhen eins gemeinsam: ihre völlige Waldlosigkeit. Der Wald, der diese Kalkriegel, diese Gneiss- und Granitstöcke einst freundlich umkleidet hat, ist längst verschwunden; dem Hochwald ist das Unterholz gefolgt, kein Baum, kein Strauch, nicht hier, nicht dort! Der Wurzeln beraubt, hat sich der Erdboden gelockert und ist von den Regengüssen in die Ebene hinabgespült worden; jetzt ragen die nackten Felsen toten Gesteins aus öden Trümmerterrassen empor.

Was diese Entwaldung für das Land bedeutet, werden wir sofort sehen. Wir müssen mitten in der Ebene halten und vom Pferde steigen, weil die Ravine, welche unsern Pfad kreuzt, sich mit so steilem Absturz in den weichen Lössboden eingerissen hat, dass wir zu Fuss hinab- und auf der andern Seite wieder heraufklettern müssen, während für die Pferde

eine Stelle gesucht wird, wo man sie am Zügel hinüberführen kann. Dieses Intermezzo wiederholt sich in rascher Aufeinanderfolge; es variiert je nach der Breite und Tiefe der Schluchten, die wir zu passieren haben. Unter dem Einfluss der Wassermassen, die zur Regenzeit von den kahlen Bergeshöhen, durch keinen Pflanzenwuchs gehemmt, unaufhaltsam in die Tiefe stürzen, verwandelt sich der kleinste Wasserlauf in einen Wildstrom, der sein Bett nach Belieben wählt, verändert, vertieft, verbreitert und Flächen mit Steingeröll und Kiesbänken ausfüllt, die zur Bedeutung des Gewässers in keinem Verhältnis stehen. Ganz enorm ist der Abstand zwischen dem gewöhnlichen Aussehen dieser Gewässer und ihrem Hochwasserstande. Ich hatte mich, als ich die Bahn von Tsingtau bis Kaumi und wieder zurück befuhr, um von der Bauausführung genauer Kenntnis zu nehmen, im stillen gewundert, bei ganz unbedeutenden Wasserläufen Brücken von 5, 7 und mehr Öffnungen zu je 30 m zu finden. Vor unserer Abreise ins Innere von Schantung hatte es in Tsingtau stark geregnet. Als ich den Peischaho passierte, den Grenzfluss unseres Pachtgebiets, den ich damals als kleines Rinnsal in einem breiten Steinbette sich hinschlängeln gesehen hatte, fand ich nun einen reissenden Strom vor, der die Ufer seines breiten Bettes völlig mit seinen trüben, unheimlich gurgelnden Fluten ausfüllte. Das Bett des Szeho, der nordwestlich von Tschingtschoufu in scharfer Wendung aus einem Engpass des Randgebirges in die Ebene hervorbricht, dehnt sich von den Höhen des Ostufers bis zu den Bäumen am Westufer wohl 1000 m breit in fast unübersehlichem Steingeröll dahin; das Wasser, das wir darin vorfanden, beschränkte sich auf zwei schmale Rinnen von je 4—5 m, die so flach waren, dass unsere Pferde ohne weiteres hindurchschritten. An der Stelle, wo der Fluss aus den Bergen bricht, ist hoch über ihm auf dem Berggipfel ein Kloster weithin sichtbar, dessen Insassen verpflichtet sind, bei heranahendem Hochwasser ein Alarmzeichen mit der Glocke zu geben, damit die grade in dem weiten Flussbett befindlichen

2 Ev 7

Passanten sich noch vor Ankunft der Flut an das ihnen zunächst liegende Ufer retten können.

Ich verweile bei der Verwahrlosung der Flüsse in Schantung so ausführlich, weil sie ein Charakterzug der Landschaft ist, der sich dem Reisenden ungemein stark einprägt, und weil sie zugleich die Hauptschwierigkeit darstellt, mit welcher wir beim Bau unserer Eisenbahn zu kämpfen haben. Unsere Linie bleibt im wesentlichen in der Ebene; sie berührt nur hier und da die Vorberge; die wenigen Täler, in welche sie eintritt, stufen sich allmählich und ohne erhebliche Anstiege ab. Daher sind für die Bahn nirgends erhebliche Steigungen zu überwinden; die Zahl der Einschnitte ist gering, Tunnel kommen gar nicht vor. Dafür aber sind die Brücken, Durchlässe, Flutdämme, die angebracht werden müssen, um die zahlreichen Wasserläufe zu überschreiten und ihnen bei der Verschiedenheit ihres Wasserstandes den erforderlichen Spielraum zu gewähren, im Verhältnis zur Länge der Bahnstrecke unerwünscht zahlreich, und unter ihnen befinden sich manche von ganz beträchtlichen Dimensionen. Ausser der soeben schon erwähnten Brücke über den Peischaho, 8 Oeffnungen von je 30 m, haben wir auf der Strecke bis Weihsien Brücken zu bauen gehabt über den Li tzun, 7 Oeffnungen von 30 m, den Schi kia ho, 5 Oeffnungen zu 25 m, den Taku ho, 6 Oeffnungen von 30 m, den Weiho, 7 Oeffnungen von 30 m und 4 Oeffnungen von 15 m und seinen Nebenfluss den Yün ho, 8 Oeffnungen zu 30 m; die kleineren Brücken lasse ich weg, obwohl sich auch unter ihnen mehrfach Bauwerke von nicht unbeträchtlichem Umfang und nicht geringen Konstruktions-Schwierigkeiten befinden. Auf der Strecke von Weihsien bis Tsinanfu erfordern insbesondere der Miho, 9×30 , und der Szeho grössere Brücken, die grösste von allen auf der ganzen Bahn der Szeho mit 11 Oeffnungen von je 40 m Weite und zwei Flutdämmen von je 20 m.

Wenden wir uns nun von den Bergen zur Linken unsern Blick auf die Ebene zu unserer Rechten! Unabsehlich streckt

sie sich nordwärts; von dem Grün ihrer eben aufspriessenden Weizenfelder heben sich die dunklen Baumgruppen wirksam ab, welche die zahlreichen Dörfer umkränzen. So zahlreich sind diese Dörfer, dass die vorn und dahinter liegenden scheinbar sich aneinander reihen und ihre Baumgruppen sich zusammenschliessen wie ein Wald. Es sind aber keine Waldbäume, die diesen Anschein erwecken, sondern Obstbäume, die gartenartig um die Dörfer gepflanzt sind. Schon fangen die Blüten an aufzubrechen; wir sehen die weissen Blüten des Birnbaums, der die grossen und süssen, aber für unsern Geschmack etwas faden Schantungbirnen trägt; hier und da beginnt auch ein Pfirsichbaum sich mit dunkelroten Blüten zu schmücken. Bei unserer Rückkehr hatten wir das Vergnügen, die Dörfer ganz in Blüten eingehüllt zu sehen; zu den Birnen und Pfirsichen hatten sich die Apfel- und die Pflaumbäume, die Quitten und der Flieder gesellt, dazu zahlreiche Nussbäume sowie sehr sorgfältig gepflegte Maulbeerpflanzungen, die Träger der Seidenzucht des Landes.

Die Provinz Schantung zählt auf einem Areal, das etwa die Hälfte der Bodenfläche des Königreichs Preussen einnimmt, gegen 30 Millionen Menschen, nahezu ebensoviel wie Preussen. Die Bevölkerungsdichtigkeit von Schantung ist also etwa doppelt so stark als diejenige Preussens. In Wirklichkeit aber drängen sich die Leute in der Ebene von Schantung noch viel dichter zusammen, weil in den Gebirgen naturgemäss nur eine spärlichere Bevölkerung wohnen kann. Ich habe eine so dichte Bevölkerung wie auf der Ebene von Weih sien bis nach Tsinanfu kaum irgendwo gesehen; sie übertrifft die Dichtigkeit der am stärksten bevölkerten Teile des Regierungsbezirks Düsseldorf und des Königreichs Sachsen. Alle diese Menschen sind für die Gewinnung ihres Unterhalts fast ausschliesslich auf den Ackerbau angewiesen und sie betreiben ihn mit einer Sorgfalt und einer Intensität, der ich kaum ähnliches an die Seite zu stellen weiss, höchstens ganz vereinzelt in besonders begünstigten Gefilden wie denen der terra di lavoro von Neapel. Jeder Fussbreit irgendwie

benutzbaren Bodens ist aufs sorgfältigste angebaut; selbst an den kahlen Bergabhängen sieht man Terrassen, wo der Boden hinaufgetragen und durch kleine Steindämme befestigt wird, um schmale Beete für Zwiebeln u. s. w. herzustellen. Jetzt sehen wir im ganzen Lande, soweit das Auge reicht, das erquickliche Grün der jungen Weizenfelder, deren Saaten wir drei Wochen später bei der Rückkehr schon halbmeterhoch aufgeschossen finden. Als zweite Frucht wird vielfach Kauliang-Hirse gebaut, deren zolldicke, 3—4 Meter hohe Stengel vielfach zu Umzäunungen, Dachbedeckungen und Herstellung kleinerer Gebäude benutzt werden; daneben werden massenweiss Hülsenfrüchte, namentlich Bohnen, ferner auch Kohl, Rüben, Kartoffeln gezogen.

Es war ein erfreulicher Anblick, das lebendige Treiben auf diesen Fruchtgefilde wahrzunehmen. Es hatte in den ersten Tagen unserer Reise geregnet, an einem Tage sogar geschneit, und die Chinesen, die die Nässe sehr scheuen, hatten in ihren Häusern gehockt; jetzt kamen warme und sonnige Tage, und nun quoll aus der Hütten bedrückender Enge ein Menschengewimmel hervor, das sich blitzschnell über das ganze Land ausdehnte. Überall sahen wir die Feldarbeiter die dicken Winterkleider abwerfen und die braunen Oberkörper mit Vergnügen den langentbehrten Sonnenstrahlen preisgeben. Auch die Kinder, die in ihrer dicken gesteppten Winterhülle fast bewegungslos wie kleine Pagoden vor den Häusern gesessen hatten, schlüpfen jetzt aus dieser Verhüllung heraus und hüpfen in fröhlicher Unbefangenheit splitternackt umher. Allenthalben wurde das Ackergerät hinausgeschafft; dreispännig sahen wir Pferd, Ochs und Esel, oder auch Maultier, Rind und Esel vor dem Pfluge gehen. An der Feldbestellung beteiligt sich die ganze Familie, auch die Bauerfrau hilft trotz ihrer verkrüppelten Füße beim Ausjäten oder bei leichteren Hackarbeiten, oder sie reicht dem braunen Gatten, der im Schweisse seines Angesichts mit der schweren Hacke die Schollen des Gartenlandes aufbricht, die Pflanzen zum Einsetzen dar, oder han-

tiert an den kleinen hölzernen Stauwerken herum, welche den Zufluss des Wassers in den Berieselungsgräben regeln.

Man begegnet in der umfangreichen Literatur über China und auch im mündlichen Meinungsaustausch nicht selten der Ansicht, Schantung sei ein armes Land. Nach den Eindrücken, die ich auf meiner Reise erhalten habe, kann ich mich dieser Ansicht nicht anschließen. Weder auf dem Lande noch in den Städten sind mir in Schantung Wohnhäuser und sonstige Baulichkeiten von so geringer Bauwürdigkeit zu Gesicht gekommen, wie ich sie in anderen Provinzen von China, namentlich in Tschili, zahlreich gesehen habe; jene fast formlosen Lehmhütten mit den schiefen Wänden und den stumpfen Kanten, die bei starkem Regen einfach zu Schmutzhaufen ineinandersacken, sind in den Teilen von Schantung, die ich bereist habe, nicht vorhanden. Selbst die Bauernhäuser haben in der Regel steinerne Unterbauten; meist sind auch die Mauern in Stein eingefasst, nicht selten ganz aus Stein aufgeführt. Die Dächer sind zwar meist aus Stroh, doch haben sie in der Regel Firste aus Tonziegeln und sind nicht selten mit den bekannten Ornamenten der chinesischen Architektur verziert. Bei den zahlreichen Tempeln, die sowohl in den Städten als auch in den Dörfern sich im allgemeinen durch bessere Bauausführung auszeichnen, sind die Firstziegel und die sie bekrönenden Ornamente in der Regel aus gutem Material, vielfach grünglasierte Terracotta aus Poschan, und fallen nicht selten durch die Zierlichkeit ihrer Formen und den Reichtum des Schmuckwerks angenehm auf. Auch die Kleidung der Leute und was man als Reisender von ihrer Lebenshaltung zu sehen bekommt, macht im Vergleich zu anderen Provinzen keineswegs einen besonders ärmlichen Eindruck; das Ackergerät war in gutem Stande, und der Viehstand schien mir an Zahl und Beschaffenheit demjenigen anderer Provinzen entschieden überlegen zu sein.

Ueber die Städte ist es auf einer raschen Reise noch schwerer, sich ein Urteil zu bilden als über die Dörfer; denn

sie sind beinahe ausnahmslos in hohe Ringmauern eingeschlossen, die jeden Einblick von aussen verhindern, und beim Durchreiten sieht man gewöhnlich nicht viel mehr als die engen, von Menschen und Fuhrwerken dicht angefüllten Strassen, die von dem Eingangs- zum Ausgangstore führen, wenn man es nicht, um dies Gedränge zu vermeiden, vorzieht, aussen um den Ort herumzureiten. Von den bedeutenderen Städten Schantung, die wir berührten, haben wir nur in Poschan und in Tsinanfu länger als zur Rast oder zum Nachtquartier nötig war, verweilt. Poschan, die Hauptstadt des oberen Poschantales, liegt inmitten des Bergkranzes, der dies Tal abschliesst, am Ufer des Hsiau fu ho behaglich ausgebreitet; durch Befestigungen, die oben auf den Kämmen der Berge weithin sichtbar sind, war die fleissige Stadt in unruhigen Zeiten gegen Einbrüche von Rebellen und Räuberscharen geschützt worden. Die Industrien, die hier ihren Sitz haben, sind mancherlei Art und zum Teil alten Ursprungs. Mir ist dort erzählt worden, dass ein bestimmter Zweig der Glasfabrikation sich jahrhundertlang als Familiengeheimnis vererbt habe und nach längerer Unterbrechung durch den letzten Abkömmling des Geschlechts wieder aufgenommen und zu neuer Blüte gebracht worden sei. Jetzt zählt Poschan etwa 80 kleine Glashütten, in denen mit einfachen Mitteln eine Unmenge kleiner Geräte zum täglichen Gebrauch, Gläser, Flaschen, Flacons, Pfeifenmundstücke, Knöpfe, Stockgriffe, dann Zierraten wie Ketten, Haarnadeln, Spangen, Ringe, endlich mancherlei Spielzeug hergestellt werden. Daneben wird Töpferei in recht beträchtlichem Umfang betrieben; in einer Anzahl von grösseren und kleinen Fabriken werden alle Arten von Tonwaren von den einfachsten Küchengeräten bis zu kunstvollen Majolikasachen in grossen Mengen gefertigt. Diese Waren sind teils vor den Fabriken auf offener Strasse zur Schau und zum Kauf ausgestellt, teils in umfangreichen Lägern aufgestapelt und werden trotz ihrer Zerbrechlichkeit weithin durch die ganze Provinz und über ihre Grenzen hinaus verbracht. — Tsinanfu liegt zwar ganz in

der Ebene des Hoangho-Tales, aber der Nordrand des Gebirgsdreiecks tritt mit hier besonders malerisch gefalteten Bergzügen nahe an die Stadt heran; ausserdem verleihen einige vulkanische Bergzacken, die man bis dicht an den grossen Strom heran in seltsamen Gestalten vereinzelt auf-ragen sieht, der Umgegend einen besonderen Charakter. Die Stadt mit ihren umfangreichen Vorstädten soll etwa 400 000 Einwohner zählen; doch wohnt nach meiner Schätzung innerhalb des Mauerquadrats der eigentlichen Stadt kaum die Hälfte dieser Ziffer. Die Mauern sind hoch und breit; ein Spaziergang auf ihnen, der etwa anderthalb Stunden dauert, gewährt einen guten Einblick in das enge Strassengewirr, die weitläufigen Amtshöfe, welche als Residenzen des Gouverneurs und seines zahlreichen Beamtenheeres dienen, und in die Gärten, welche an den im Innern der Stadt belegenen Lotosteich anstossen. Diese Mauern mögen vor Zeiten gegen Horden von Bogenschützen und Lanzenträgern einen wirk-samen Schutz gewährt haben; vor den heutigen Geschützen würden sie schnell genug zusammenfallen, und die ganz ver-alteten Schiesswerkzeuge, die wir oben auf den Batterie-ständen herumstehen oder -liegen sahen (darunter einige prachtvolle Bronzekanonen aus dem siebzehnten Jahrhundert) würden einem modernen Artillerie-Angriff gegenüber gänzlich versagen. Neben zahlreichen chinesischen Tempeln, von denen einige oben von der Stadtmauer aus zugänglich sind, gewährt Tsinanfu auch verschiedenen christlichen Konfessionen eine Heim- und Arbeitsstätte. Die katholische Mission, an deren Spitze ein Prälat von bischöflichem Range steht, be-sitzt eine ganz stattliche Kathedrale mit umfangreichen Wohn- und Schulgebäuden; an ihren Anstalten sind vorzugs-weise italienische Franziskaner-Mönche tätig. Auch die amerikanische Mission nimmt mit ihren Schul- und Kranken-häusern ein nicht unbedeutendes Areal ein. Tsinanfu wird als Endstation der Schantung-Bahn zugleich den Anschluss derselben an die ebenfalls von deutschen Unternehmern ge-plante Eisenbahn von Tientsin nach der Südgrenze von

Schantung bilden und daher einen grösseren Bahnhof erhalten. Die für diesen Anschluss notwendige Ueberbrückung des Hoangho, die voraussichtlich ganz nahe bei Tsinanfu auszuführen ist, wird der deutschen Brückenbaukunst eine keineswegs leichte Aufgabe stellen, aber durch die Bändigung des wilden Stromes eine Wohltat ersten Ranges für ganz Nordchina werden.

Ich habe mich oft gewundert, wo nur in den Städten wie in den Dörfern alle die Leute herkamen, die immer um uns herum waren, wenn wir Halt machten. Wir mochten etwas von der Bahnausführung beschauen oder ein eben geöffnetes Grab besichtigen, oder vor einem Wirtshaus Rast machen, um uns mit einer Tasse Thee zu erfrischen, immer war eine Corona von Neugierigen um uns herum, die unser Tun und Treiben anstauten. Nicht minder war dies der Fall, als wir von Tsinanfu zum Hoangho geritten waren und im Ruderboot zum anderen Ufer hinüber und wieder zurückfuhren. Selbst auf der einsamen Bergeshöhe, die wir erstiegen hatten, um die von unseren Bergingenieuren aufgeworfenen Schürfgräben und die darin zu Tage liegenden Eisenerzblöcke zu besichtigen, waren plötzlich, wie vom Himmel gefallen, eine Menge Bauern um uns herum, die sich über unser ihnen unverständliches Treiben nicht wenig zu wundern schienen.

Aber so neugierig sie auch waren: zudringlich, lästig oder gar feindlich habe ich die guten Leute von Schantung nie gefunden. Gewiss waren, wenn wir in ein Dorf einritten, alle die runden schwarzen Augen mit einem Ausdruck der gespanntesten Neugier auf uns geheftet. Aber es genügte eine freundliche Gebärde, ein Gruss mit der Hand gegen den Ältesten, den wir eben sahen, um alle diese Augen plötzlich freudig aufleuchten zu lassen. Ehrfurcht vor dem Alter ist ein schöner Charakterzug der Chinesen; dass wir den Alten grüssten, verschaffte uns sofort die Sympathie seiner Landsleute.

Lieber Leser!

Bücher sind theuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Liesest du sie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Essen?

Liesest du nie mit ungewaschenen oder feuchten Händen?

Berührst du die Papierflächen nicht vielfach überflüssig mit den Händen, hältst z. B. das Blatt, das du wenden willst, schon lange vorher zwischen den Fingern? oder legst die flachen Hände auf das Buch?

Feuchtest du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Bist du dir einer von diesen übeln Angewohnheiten bewußt, so stelle sie schleunigst ab, denn sorgfältige Leser hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leser von solchen Gewohnheiten keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material sehr geschont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anschaffungswerthes zum Ersatz verdorbener Bücher. Für die Lesehalle in Bremen macht das im Jahr Tausende aus, und je mehr zum Ersatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun unsere Bücher so achtlos behandelst, daß sie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leser, wird die Folge sein? Du hast rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer soll die Kosten tragen?

Von der Abneigung gegen die Eisenbahn, welche früheren Nachrichten zufolge die Bevölkerung von Schantung hegen sollte, habe ich nicht das mindeste wahrgenommen. Es ist mir wiederholt passiert, dass ich in ein Dorf allein einzureiten hatte, weil meine Begleiter voraus waren oder sonstwo zu tun hatten. Wenn ich dann sah, dass die Leute gar nicht wussten, was sie aus mir machen sollten, rief ich ihnen nur das Wort „tie lu“, Eisenbahn! zu, und ich bin daraufhin jedesmal freundlich begrüßt worden. Selbst an Orten, die von der künftigen Bahnstrecke weitab lagen, hatte man von der Schantungbahn offenbar eine günstige Meinung. Auf dem von Europäern selten beschrittenen Pfade von Taianfu nach Poschan sind wir unterwegs mehrfach gefragt worden, wann kommt denn die Eisenbahn zu uns?

Ferdinand von Richthofen hat in seinem klassischen Buche über Schantung, dessen Schilderungen, obgleich sie einer im Jahre 1869 ausgeführten Reise entstammen, ich noch heut erstaunlich aktuell und zutreffend gefunden habe, gesagt, die deutsche Bahn brauchte sich vor den Föngschui, den Wind- und Wassergeistern, nicht zu fürchten, und er hat hinzugesetzt, auch der Ahnen- und Gräberkultus würde wohl mit sich reden lassen. Diese Voraussicht ist bei unseren Arbeiten buchstäblich eingetroffen. Die Wind- und Wassergeister haben für die gerechte Behandlung der Landesbewohner, die den Angestellten unserer Gesellschaft strengstens zur Pflicht gemacht wird, ein sehr feines Verständnis gezeigt; sie haben wohlgefällig bemerkt, dass diese Deutschen für alles, was sie brauchen, den richtigen Preis zahlen, und dass sie scharf darauf achten, dass das Geld, welches sie zahlen, auch in die Hände der richtigen Empfänger kommt. Ebenso ist es im Lande sehr schnell bekannt und gewürdigt worden, dass die Deutschen kein Grab ohne Not öffnen, dass sie dabei mit voller Schonung des Inhalts der Grabstätte vorgehen, und dass sie für jedes Grab, das im Interesse der Bahn verlegt werden muss, einen Betrag zahlen, der auf die Gefühle der Hinterbliebenen versöhnend einwirkt.

Ich habe unterwegs an den Arbeiten der Eisenbahn etwa 20- bis 25 000 Menschen beschäftigt gesehen, bei Erkundung, Abmessung und Absteckung der Linie, beim Ausheben und Aufwerfen des Dammes, bei den Erdarbeiten der Stationen, den Mauerwerken der Durchlässe, den Brückenbauten, den Hochbauten der Bahnhöfe, dann bei Gewinnung und Zuführung des Baumaterials an Steinschlag, Kies, Hau- und Ziegelsteinen, Kalk, Rasen, Weidenpflanzen u. s. w. Allen diesen fleissigen Menschen ist durch die deutsche Bahn eine neue Verdienstquelle eröffnet worden, allen wird der richtige Lohn ohne Abzug pünktlich ausgezahlt.

„Von jenseits des Meeres fliegen die Käsche“, diese Inschrift auf einem der seidenen Ehrenvorhänge, welche unserer Gesellschaft bei Eröffnung der ersten Bahnstrecke überreicht wurden, spricht ebenso aufrichtig wie überzeugend das Hauptgefühl aus, welches die Anlage unserer Bahn zunächst bei den Chinesen erweckt hat: die Freude über den neuen Verdienst. Ich zweifle jedoch nicht, dass sich diesem Gefühl noch andere weniger eigennützige, aber für uns nicht minder wohlmeinende anreihen werden.

Von der Weglosigkeit im Innern des Landes kann man sich nicht leicht eine Vorstellung machen. Zu Wasser wie zu Lande sind die alten Verkehrswege auf das jammervollste verfallen. Der Hoangho, der seine mächtigen Fluten durch einen grossen Teil von Schantung dem Meere zuwälzt, ist nur auf kurzer Strecke in sehr geringem Masse brauchbar für die Schifffahrt; er gilt seinen Anwohnern nicht als eine Quelle des Wohlstandes und als ein Träger der Kultur, sondern als ein Gegenstand dumpfer Angst und Sorge und er wird durch verheerende Überschwemmungen oft genug zu einer furchtbaren Landplage. Der grosse Kaiserkanal ist auf seinem Schantung durchschneidenden Teile fast völlig versandet. Von den kleineren Wasserläufen ist nach dem, was wir von dem Zustand ihrer Flussbetten vorhin sahen, kaum noch nötig zu bemerken, dass sie fast durchweg nicht schiffbar sind. Die alten Heerstrassen, welche von Tsinanfu

nach dem Süden und dem Osten der Provinz einst geführt haben, erkennt man wohl noch hier und da an den Trümmern der Wärterhäuser, welche an ihnen in bestimmten Abständen vorhanden waren, mitunter auch an den Resten der einstmals grossartig angelegten Steinquadergleise; an wenigen Stellen sind auch noch Brücken zu erkennen. Aber das fahrbare Planum, die eigentliche Strasse, ist vollständig verschwunden; statt ihrer trifft man tief eingeschnittene Gleise, die bei Regenwetter unergründlich sind und bei Sonnenschein glashart werden. Zwischen ihnen stolpern die altväterisch holzgefügtten Karren in so harten Stössen auf und nieder, dass man jeden Augenblick meint, nun müsse alles zerbrechen, was an und auf dem Karren ist. Trotzdem bewegt sich auf diesen Unwegen ein sehr beträchtlicher Verkehr von Passanten, Reisenden aller Art zu Fuss, zu Pferde und zu Esel; man hört fast beständig den halb singenden, halb pfeifenden Ton der einrädriigen Schubkarren, der sog. Wheelbarrows, denen man nicht selten in grossen Mengen begegnet. Ich habe an schwerbeladenen Frachtkarren mitunter ganze Wagenzüge von 10, 14, ja 20 Karren gezählt. Auf allen diesen Transportmitteln werden Produkte des Landes herumgeführt: Rindhäute, Baumwolle, Tabak, Bohnenkuchen, Bohnenöl, Strohflechte, dann die Industrie-Erzeugnisse des gewerbefleißigen Poschantales, Glas, Tongeschirr, Eisenwaren, endlich Kohlen von Poschan, denen ich sogar auf Kamelsrücken in den Gebirgswegen begegnet bin — kurz, überall ein ganz beträchtlicher Verkehr.

Es ist meine feste Ueberzeugung, dass diesem verkehrsbedürftigen, weglosen Lande durch die Herstellung unserer Eisenbahn eine unermessliche Wohltat erwiesen wird. Die Eisenbahn wird für einen grossen Teil der Ackerbauerzeugnisse, die jetzt unverwertbar sind, einen Markt eröffnen auf weite Gebiete hinaus; nicht nur für die Anwohner der Bahn, sondern soweit sie von der weiteren Umgegend her erreichbar ist, wird durch sie der Wert der gesamten Produktion erhöht und der Antrieb zum Anbau besserer Kulturpflanzen

vermehrt werden. Die feinen Gemüse, die Obstsorten, die Trauben von Schantung werden über die Grenzen der Provinz hinausgeführt werden können und dadurch neue Erwerbsquellen ins Land bringen. So wird die Landwirtschaft, das Fundament des Lebens — für die Bewohner von Schantung, eine neue Kräftigung erhalten. Gleichzeitig werden aber auch die landwirtschaftlichen Nebengewerbe, der Tabakbau, die Ölproduktion, die Baumwollen- und vor allem die Seidenzucht an Intensität und Umfang gewinnen, weil sie sich vermittelst der Bahn neue Absatzgebiete zu erschliessen vermögen. —

An Kohlen ist in Schantung bisher nur ein sehr geringes Quantum gewonnen worden. Die Chinesen können in grösserer Tiefe das Wasser nicht bewältigen und sind auch sonst nicht im Besitz ausreichender Bergmannstechnik; ihre tiefsten Schächte gehen kaum 30 m in die Erde hinein. Schantung produziert gegenwärtig lange nicht so viel Kohle, wie die Bevölkerung braucht; an Ausfuhr ist bisher nicht zu denken gewesen. Durch die deutschen Ingenieure ist zum erstenmal auf wissenschaftlicher Grundlage eine Untersuchung über die Ausdehnung und Abbauwürdigkeit der Steinkohlenlager der Provinz vorgenommen worden; sodann sind umfangreiche Bohrarbeiten ausgeführt worden, um die Lagerung und Mächtigkeit der auf einzelnen Revieren vorhandenen Kohlenflötze zu ermitteln. Auf Grund dieser Bohrungen ist vorerst auf dem Steinkohlenfeld von Weihsien ein Schacht abgeteuft worden, der in 175 m Tiefe ein Flötz von 4 m Mächtigkeit angefahren hat. Seine Ausbeutung hat bereits begonnen, und damit ist, zum erstenmal in Schantung, ein Steinkohlenwerk mit allen Hilfsmitteln des europäischen Betriebes eröffnet worden, welches nach den hier vorliegenden Proben eine sowohl für Hausbrand als für industrielle Zwecke brauchbare Kohle liefert. Wenn die Kohlenförderung aus diesem Bergwerke den in Aussicht genommenen Umfang erreicht, so wird dies genügen, um den Anwohnern der Bahn bis weit ins Innere hinein Kohle zu einem Preise zuzuführen,

den sie bisher nicht gekannt haben. Millionen Menschen, die für Feuerung auf Kauliangstengel, Wurzeln u. s. w. angewiesen sind, werden sich der Kohle für ihre Heerdfeuerung und ihre Heizung bedienen können, eine Wohltat, die bei dem ziemlich langen Winter, den das kontinentale Klima von Schantung trotz der südlichen Lage des Landes mit sich bringt, wahrlich nicht gering anzuschlagen ist.

Sehr empfindlich macht sich in Schantung der Mangel an Schmiedeeisen geltend, doppelt drückend in einem Lande mit überwiegend ackerbauender Bevölkerung, die zahlreicher Eisengeräte bedarf. Man hat von alten Zeiten her versucht, die Eisenerzlager des Landes zur Gewinnung von Roheisen zu benutzen. Es existiert eine Sage, dass grosse Anstrengungen gemacht worden seien, um einen riesigen Eisenblock, der 10 m hoch aus einem Lager hervorgeragt habe, zum Schmelzen zu bringen. Aber dazu reichte die Hitze nicht aus, welche durch das zur Feuerung verwendete Kauliangstroh erzeugt werden konnte; weil der Block so viel Kauliangstroh frass, so nannten ihn die Einwohner „tie-niu“, die eiserne Kuh. Noch jetzt wird in jener Gegend das Andenken einer edelmütigen chinesischen Jungfrau gefeiert, die sich bei einem neuen Versuch, die eiserne Kuh zum Schmelzen zu bringen, in die Flammen gestürzt hat, um das Schmelzen zu Wege zu bringen. Jetzt wird der Eisenbedarf des Landes kümmerlich durch Einfuhr von Roheisen aus dem fernen Schansi und durch mühseliges Aufsammeln alter Eisenbrocken gedeckt. An der Stelle, wo die eiserne Kuh gestanden haben soll, ist durch die Berg-Ingenieure der Schantung-Bergbau-Gesellschaft ein grosses Lager hochgradiger Magneteisenerze nachgewiesen worden. Dies Lager befindet sich dicht an der Hauptlinie unserer Bahn; es ist nicht weitab von dem Kohlenrevier, auf welchem jetzt Bohrarbeiten zum Zwecke der Errichtung eines zweiten Steinkohlenbergwerks stattfinden; Kalk ist reichlich in der Nähe vorhanden. Ich meine, es werden nicht viele Jahre ins Land gehen, dann wird die eiserne Kuh am Tieschan in einem Umfang und mit Hilfsmitteln

zum Schmelzen gebracht werden, von denen man zu Zeiten der Jungfrau Lu-ku keine Vorstellung haben konnte.

So stellt die Tätigkeit der beiden deutschen Gesellschaften in Schantung nach den verschiedensten Richtungen hin durchgreifende Verbesserungen der wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes in Aussicht. Eisenbahn, Kohle, Eisen: das sind drei mächtige Faktoren, die sicherlich den Verkehr, die Produktion, den Absatz, die Bedürfnisse, den Wohlstand und die ganze Kultur von Schantung nachhaltig fördern werden.

Und was sind unsere Aussichten?

Die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft hatte sich durch die Konzession, die ihr am 1. Juni 1899 von dem Herrn Reichskanzler erteilt worden, verpflichtet, die Strecke von Tsingtau bis Weihsien in drei Jahren in Betrieb zu setzen. Trotz der sehr erheblichen Schwierigkeiten, mit denen unser Bau zu kämpfen hatte, namentlich bei den Unruhen, die dort ausbrachen, ist es uns gelungen, diese Frist bis auf den Tag einzuhalten; der Betrieb bis Weihsien ist am 1. Juni dieses Jahres eröffnet worden. Rund zweihundert Kilometer von den insgesamt etwa vierhundertfünfzig der ganzen Bahn befinden sich seitdem im Betriebe. Nach dem Stande der Arbeiten, den ich bei meiner Bereisung der gesamten Bahnlinie vorgefunden habe, besteht für mich kein Zweifel, dass — natürlich vorausgesetzt, dass nicht neue Unruhen ausbrechen — die ganze Bahn einschliesslich Zweigbahn in der bestimmten Zeit bis zum 1. Juni 1904 dem Verkehr übergeben werden wird.

Ich habe, nach meiner Rückkehr oft nach der Rentabilität unserer Unternehmungen in Schantung befragt, meine Auffassung kurz dahin zusammengefasst: die Schantungsbahn wird rentieren, auch wenn sie nicht sobald und soviel Kohlen befördern sollte wie wir hoffen. Diese Ansicht stützt sich darauf, dass unsere Bahn die einzige praktikable Strasse in einem grossen, dichtbevölkerten und verkehrsbedürftigen Lande ist. Schon jetzt werden in den zwei Zügen, die täglich von Tsingtau nach Weihsien und umgekehrt verkehren, wöchentlich

5000, täglich also 700 Personen befördert, allermeist Chinesen. Der Güterverkehr bedarf natürlich längerer Fristen, um von den alten Wegen auf die Bahn sich zu wenden; in grossem Umfange können wir das nicht eher erwarten, als bis die Hafengebauten in Tsingtau so gefördert sind, dass grosse Schiffe dort anlegen können, um zu löschen und Ladung einzunehmen. Trotzdem macht sich schon jetzt eine allmähliche Ablenkung der aus dem Innern des Landes stammenden Ausfuhrartikel auf unsere Bahn bemerkbar; man empfindet in Tschifu, dass manche Güter, die bisher dorthin spedierte wurden, jetzt den besseren und näheren Weg mit der Bahn nach Tsingtau einschlagen.

Die Bergbaugesellschaft hat bei ihren Arbeiten mindestens mit den gleichen Schwierigkeiten wie die Eisenbahngesellschaft zu kämpfen gehabt. Als im Sommer 1900 auf Wunsch des chinesischen Gouverneurs die Angestellten beider Gesellschaften aus dem Innern in das deutsche Schutzgebiet zurückgezogen werden mussten, haben die Arbeiten, Maschinen und Geräte des Bergbau-Unternehmens auf dem Weihsien-Revier fast ein halbes Jahr lang völlig stillgelegt. Dazu kommen die Unbekanntschaft mit dem Lande und die grossen Schwierigkeiten, auf einem geologisch bisher lange nicht genügend erforschten Terrain Bohrarbeiten und Schachtabteufungen vorzunehmen. Nichtsdestoweniger ist es uns gelungen, ein Steinkohlenwerk in Betrieb zu setzen. Die Förderung hat Anfang Oktober d. J. begonnen, der erste Kohlenzug ist vor wenigen Tagen in Tsingtau eingetroffen; die Kohle verspricht auch für den deutschen Bedarf von guter Qualität zu sein; es sind bereits Schritte eingeleitet, um ihr auch an den ostasiatischen Häfen Eingang und Absatz zu verschaffen.

Meine Damen und Herren! Ferdinand v. Richthofen hat am Schluss seines schönen Buches über Schantung darauf hingewiesen, dass wir Deutschen bei unseren kolonialen Unternehmungen vielfach mehr den wissenschaftlichen Forscherinn betätigen als den kühnen Wagemut für wirtschaftliche Unternehmungen. Ich kann die Eindrücke, die ich auf meiner

Reise von dem Stande der deutschen Eisenbahn- und Bergbau-
Arbeiten in Schantung empfangen habe, dahin zusammen-
fassen, dass hier unmittelbar nach dem Eintritt der Deutschen
in das Land mit kühnem Wagemut und mit Einsetzung
grosser Kräfte Unternehmungen zur wirtschaftlichen Er-
schliessung eines grossen Gebiets ins Leben gerufen und
unter Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten tatkräftig
gefördert worden sind. Die ersten Ziele sind erreicht; wir
dürfen mit Zuversicht hoffen, dass die deutsche Eisenbahn
und die deutschen Bergwerke in Schantung der Landes-
bevölkerung und den deutschen Unternehmern gleichmässig
dauernden Nutzen bringen werden.

2/3.4.80

21

Die Grundlagen der wirtschaftlichen Entwicklung in Kiautschou.

Vortrag

von

Dr. Schrameier. ✓



3/1238

Der nachstehende Vortrag des Herrn Admiralitätsrats Dr. Schrameier wurde am 13. Januar 1903 in der Abteilung Berlin - Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Hochverehrte Versammlung!

„In der Eröffnung des Hafens von Kiautschou und in der Herstellung von Eisenbahnverbindungen mit dem Innern der Provinz liegt die Zukunft der reichen Kohlenfelder von Schantung,“ so schrieb im Jahre 1882 Freiherr von Richthofen im zweiten Bande seines Werkes über China, dessen monumentale Grösse nicht nur die Geologen, sondern auch wir Sinologen dankbar anerkennen. Mit vorahnendem Fernblick hat der grosse Forscher damals dasjenige hervorzuheben verstanden, was 15 Jahre später bei der Besetzung der Kiautschou-Bucht durch Deutschland in greifbare Nähe gerückt wurde, nämlich Schaffung eines Stützpunktes des Eisenbahnnetzes von Nord-China und eines Ausgangshafens für seine reichen Produkte an der Kiautschou-Bucht. Richthofen erblickte die Möglichkeit einer Erschliessung der gewaltigen Bodenschätze Schantungs allein in der Nutzbarmachung des Hafenbeckens von Kiautschou für wirtschaftliche Zwecke, da kein anderer Hafen an der Küste der bergigen Landzunge, nicht das früher als europäischer Hafen in Aussicht genommene Töngtschoufu, nicht das bis jetzt ein recht bescheidenes Dasein fristende Tschifu die gleichen natürlichen Bedingungen für eine künstliche Verbindung mit den Bergwerksbezirken des Innern biete. In direkter Anlehnung an den Gedankengang ihres grossen Gelehrten erhob die deutsche Regierung, als es galt, den

Lohn für die Intervention Deutschlands während des chinesisch-japanischen Krieges China gegenüber festzusetzen und eine Basis zur Wahrung seiner berechtigten Interessen in China zu gründen, mit der Forderung der Abtretung der Kiautschou-Bucht zugleich die Forderung der Erschliessung des Hinterlandes durch deutsches Kapital und deutsche Arbeit.

Die Hauptpunkte des am 6. März 1898 mit China geschlossenen Vertrages waren daher die Durchquerung der Provinz Schantung durch zwei deutsch-chinesische Eisenbahnlinien, die Erschliessung der mineralischen Vorkommen auf einer Strecke von 15 km rechts und links von der Bahn durch eine deutsch-chinesische Gesellschaft, die Bevorzugung von deutschem Kapital, deutschen Maschinen und deutschem Arbeitsmaterial, wo immer in Zukunft industrielle Anlagen in der Provinz Schantung von China in Aussicht genommen werden sollten. Zugleich mit diesen weitgehenden Befugnissen, welche Deutschland zur wirtschaftlichen Erschliessung Schantungs eingeräumt worden waren, erhielt es als Marine- und Kohlenstation und zur Anlage von Schiffswerften den Hafen und das die Wasserfläche umschliessende Stück Land der Kiautschou-Bucht zum Besitz unter ausdrücklichem Verzicht der bis dahin vom Kaiser von China ausgeübten Hoheit.

Die Deutschland hiermit übertragenen Rechte sind grösser als die irgend einer anderen Macht in China, vielleicht mit Ausnahme Russlands in der Mandschurei. Durch den Kiautschou-Vertrag hat China anerkannt, dass das Gebiet, welches im April 1898 zum deutschen Schutzgebiet erklärt wurde, wirtschaftlich als deutsches Ausgangstor der chinesischen, aber unter deutschem Einflusse sich entwickelnden Provinz Schantung anzusehen ist. Im Gegensatze zu der Inselstation der englischen Kolonie in China, Hongkong, deren Hinterland die Küste, nicht das Binnenland ist, und die infolgedessen auf einen ausgedehnten Durchgangsverkehr zur See angewiesen bleibt, kommt für Kiautschou

an erster Stelle die wirtschaftliche Entwicklung des Binnenlandes, die Erleichterung seiner Verkehrsmittel, die Förderung seiner Ausfuhrgegenstände und im Zusammenhange damit die Hebung der Aufnahmefähigkeit für Waren der Einfuhr in Betracht. Dass mit dem Wachsen eines im Brennpunkt der durch diesen Verkehr zu erzielenden Bewegung liegenden Handelsplatzes die an zweiter Stelle stehende Verteilung der zur See angebrachten Waren entlang der Küste und nach Gegengestaden Hand in Hand geht, zeigt das Beispiel der verschiedenen offenen Hafenplätze Chinas. Das deutsche Kiautschou-Gebiet ist also wirtschaftlich ein Teil des deutschen Kapital und deutscher Tätigkeit geöffneten Gebietes der Provinz Schantung. Ohne Eisenbahnen in der chinesischen Provinz ist das deutsche Schutzgebiet nicht lebensfähig, ohne Kohlen kann die Bahn nicht bestehen. Alle Faktoren wirken zusammen und bedingen sich gegenseitig. Kiautschou ist also anders zu bewerten wie unsere übrigen Kolonien; nicht um die Ausbeutung eines möglichst ausgedehnten deutschen Ländergebietes durch deutsche Ansiedler handelt es sich, sondern um die Anbahnung von Handelsbeziehungen mit dem chinesischen Reiche unter deutscher Leitung und deren Konzentrierung auf ein für die notwendigen Hafenanlagen, Befestigungen und Geschäftseinrichtungen ausreichendes Areal.

Aus diesem uns von China eingeräumten Rechte, im Schutzgebiete unter deutscher Flagge einen modernen Hafen zu bauen, die Zuwegung nach dem Innern mit China nicht zur Verfügung stehenden Mitteln zu eröffnen und die Bodenreichtümer zu heben, sind für Deutschland ernste Pflichten erwachsen. Nicht nur ist es Ehrensache für Deutschland geworden, die ihm im Vertrauen auf seine Weltmachtstellung von China anheimgegebenen Arbeiten, also im Grunde die wirtschaftliche Erschliessung eines neuen Ländergebietes, auf jede Weise zu fördern, in der Ausgestaltung des Schutzgebietes selbst die wirtschaftliche Abhängigkeit von dem chinesischen Hinterlande niemals ausser Augen zu lassen,

sondern es liegt ihm auch die Verpflichtung ob, gegen sich, gegen sämtliche Vertragsmächte, die aus der Erschliessung der chinesischen Provinz im geregelten Völkerverkehre Vorteile zu ziehen berufen sind, ja gegen China selbst, jeden unberechtigten Widerstand gegen diese Arbeiten, von wem er auch ausgehen möge, alles, was die gedeihliche Entwicklung stören oder vereiteln könnte, zurückzuweisen und aus dem Wege zu räumen.

Wie hat nun Deutschland diese ihm aus der Verzichtleistung Chinas entstandene Aufgabe gelöst? Was hat es bis jetzt für die Durchführung des ihm von China überlassenen Eisenbahn- und Bergbaues in der Provinz, was für den Ausbau des Schutzgebietes als Handelspforte der Provinz, der alle wirtschaftlichen Kräfte dieses Gebietes dienstbar gemacht, in welcher alle Wege als in ihrem natürlichen Ausgangspunkt sich vereinigen sollen, getan? Mit anderen Worten: welches sind die Grundlagen zur Herbeiführung des Zieles, der Verwirklichung der durch die äusseren Verhältnisse, Lage des Hafens und Vorkommen von Mineralien in seiner Nähe, gebotenen Möglichkeit einer wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes? Welches die leitenden Grundsätze bei dieser Arbeit?

Wohl die langwierigste Aufgabe war es, das von China an Deutschland übertragene Recht des Eisenbahnbaues und der Bergwerksausbeutung an Interessenten zu vergeben und dabei die Form zu finden, welche neben der ordnungsmässigen Durchführung dieser Arbeiten eine Gewähr für die wirtschaftliche Hebung des Landes bot und gewaltsame Ausbeutung verhütete. Nach Abschluss des Kiautschou-Vertrages bewarb sich eine ganze Reihe bedeutender deutscher Bankinstitute, Kaufmannshäuser und Industrieller um die Konzession. Jeden einzelnen zu befriedigen, wäre unmöglich gewesen; in der Vereinigung der verschiedenen Gruppen zu einem Syndikate lag nicht nur die Bürgschaft für ein planmässiges Vorgehen, sondern auch für die Durchführung eines gewissen Aufsichtsrechtes seitens des Reiches. Am 1. Juni

1899 wurde diesem Syndikate die Konzession für Eisenbahn- und Bergbau in Schantung erteilt. Es wurden zwei besondere Gesellschaften gebildet mit dem Sitze in Tsingtau. Durch die gemeinsame Leitung der beiden Gesellschaften ist der innige Zusammenhang beider für die wirtschaftliche Erschliessung Schantungs anerkannt und ein einträchtiges Zusammenwirken geboten; durch ihren Sitz im Schutzgebiete ein harmonisches Zusammengehen mit dem Gouvernement des Kiautschou-Gebietes und eine Verständigung über die beiderseitigen Wünsche zur Regel gemacht. Als nun während der sogenannten Boxerunruhen im Sommer 1900 die chinesische Regierung sich ohnmächtig zeigte, den ruhigen Fortgang der Arbeiten zu sichern, sah sich das Gouvernement Kiautschou genötigt, die Konsequenzen aus der ihm durch den Kiautschou-Vertrag zufallenden Verpflichtung zu ziehen. Mit Zustimmung des Gouverneurs Yüan schy-K'ai, der weit-sichtig genug war, in dem Vorgehen Deutschlands eine Hilfe eher als eine Feindseligkeit zu erblicken, wurden die deutschen Truppen vorgeschoben, und nicht ohne Anwendung von Gewaltmitteln wurde der Widerstand, den die Bevölkerung leistete, überwunden. Die herbe Lehre hat genützt; seither ist die Ruhe nicht mehr gestört worden. Die Arbeiten sind gleichmässig und ohne Schwanken nach grossen Gesichtspunkten und im grossen und ganzen mit bewunderungswürdiger Anpassung an die Verhältnisse gefördert, sodass die Ankunft des ersten Kohlenzuges in Tsingtau vor einigen Wochen festlich begangen werden konnte. Dass nunmehr, wie vor einiger Zeit an dieser selben Stelle der Präsident der Gesellschaften versichern konnte, die wesentlichsten Vorbedingungen für eine wirtschaftliche Entwicklung unserer Kolonie erfüllt sind, der Grund für ihr Gedeihen gelegt, spricht ebenso für die Ausdauer, wie für die taktvolle Behandlung der Eingeborenen, mit der die Vertreter des Syndikats ihrer Aufgabe gerecht zu werden verstanden haben.

Der äussere und innere Ausbau der Kolonie nahm vom Tage der Besetzung an alle Kräfte in Anspruch.

Die beste Kohle aus dem Binnenlande würde der Kolonie keinen Nutzen bringen, wenn sie nicht durch Verladungs- und Verschiffungsgelegenheiten zum Austauschgegenstand mit anderen Handelsplätzen gemacht werden könnte. Ungefähr zu derselben Zeit, wo der erste Kohlenzug in Tsingtau eintraf, ist auch der Grundstein der Kaimauer der Kohlenmole innerhalb des weiten gänzlich fertig gestellten Umschliessungsdammes des grossen Hafens gelegt worden. Es waren stolze Worte, mit denen der Gouverneur den Weiheakt vollziehen durfte; er erinnerte daran, dass die bisherige Arbeit ein mehrjähriger Kampf mit dem Meereselement war, hauptsächlich ein Kampf und Sieg unter Wasser, die keinen Raum bot für die feste Fügung des Grundsteins über dem Meeresniveau. Dazu musste erst Zoll für Zoll aus den Tiefen des Meeres herauf, der feste Grund und sichere Boden gewonnen werden, auf dem wir nun weiter bauen können. Dieses Ziel ist jetzt erreicht! so konnte er zum Schlusse ausrufen. Wir beginnen das Aufmauern des ersten Kais und können nun mit Sicherheit sagen, dass noch vor Jahresfrist das erste Ozeanschiff in unserem Hafen an sicherem Staden festmachen kann. Sobald die Kohle in so grossen Mengen an den Markt gelangen wird, dass sie ausfuhrfähig ist, werden auch die Dampfer längsseits liegen und die Kohlen als wertvollstes Handelsobjekt nach anderen Ländern einnehmen können. Rastlos ist geschafft worden, und auch im äusseren Ausbau sowohl des Hafens als der Stadt ist es trotz allem, was den nächsten Jahren noch überlassen bleibt, etwas Fertiges, eine feste Grundlage wirtschaftlicher Entwicklung, auf die hingewiesen werden kann.

Vor ganz neue Aufgaben sah sich die Regierung gestellt, als es sich um den inneren Ausbau der Kolonie handelte.

Die Erfahrung der Deutschen im Kolonisieren ist sehr gering, und die geringe Erfahrung, die wir in anderen Gebieten gewonnen hatten, war bei den so grundverschiedenen Verhältnissen des Kiautschou-Gebietes nicht zu verwerten.

In weiser Mässigung hatte die Regierung bei ihren Ansprüchen an China sich auf ein Gebiet beschränkt, das für die Anlage einer Stadt und eines Hafens, der notwendigen militärischen Befestigungen und der geschäftlichen Anlagen auf absehbare Zeit gerade Raum genug bot. Nicht als koloniales Versuchsfeld mannigfaltiger Verwaltungstheorien konnte Kiautschou in Betracht kommen; seine Einrichtung als Stütz- und Ausgangspunkt des Handels von Schantung war ihm gewiesen. Als Handelsplatz, der den verschiedenen am Verkehr mit China beteiligten Völkern einen bequemen Wohnsitz bieten, als offene Tür, zu der in voller Freiheit und Ungebundenheit die verschiedensten Interessen als Ausgangspunkt zurückkehren, von der aus die verschiedensten Fäden ins Land führen könnten, welche eine Vermittlung nicht nur des Handelsabsatzes, sondern auch der Kulturen Europas und Chinas anzubahnen geeignet sind. Zum ersten Male in seiner Geschichte war China in dem Kiautschou-Vertrage bewusst aus seiner Exklusivität herausgetreten, indem es Deutschland ein direktes Recht auf die Erschliessung einer ganzen chinesischen Provinz durch sein Kapital, seine Materialien, seine geistige Uebermacht eingeräumt hatte. Es würde der Geschichte geradezu Gewalt angetan haben, wenn die Regierung bei den wirtschaftlichen Einrichtungen der Kolonie einen exklusiven Standpunkt geltend gemacht und die Anbahnung zum freien Austausch leiblicher und geistiger Güter erschwert hätte. Darüber hat deshalb von Anfang an kein Zweifel bestanden, dass die grösste Freiheit der Betätigung individueller Rechte, die grösste Freiheit in Handel und Verkehr der neuen deutschen Kolonie verliehen werden sollte; Freiheit des Individuums, Freiheit der wirtschaftlichen Entwicklung in einer Form, welche der durch den Vertrag mit China gewährleisteten wirtschaftlichen Bedeutung des Platzes den Rahmen umfassendster Entfaltung bot.

Am 2. September 1898 wurde der Hafen von Kiautschou eröffnet. Mit der Erklärung zum Freihafen erfolgte die Veröffentlichung der Steuer- und Landordnung, kurze Zeit

hinterher der Zollbestimmungen und der Hafenordnung. Wie die beiden ersten zusammengehören, so greifen auch die Zoll- und Hafenbestimmungen ineinander über. Nebenher verlangte die praktische Frage der Stellung der Eingeborenen im Schutzgebiet, der Fürsorge für die mannigfachen Bedürfnisse der Bevölkerung, ihrer Beteiligung an den Aufgaben der Verwaltung ungeteilte Aufmerksamkeit und Beachtung. Nur im festen, alle persönliche Willkür ausschliessenden Rahmen ist die Betätigung individueller Freiheit zum Wohle der Gesamtheit denkbar. Schranken persönlicher Eigenmacht muss es geben, wenn das Ganze gedeihen soll; sie so zu ziehen und keinen Schritt weiter, dass sie einen Schutz bieten der berechtigten Arbeit des einzelnen, heisst die Wohlfahrt der Gesamtheit fördern. Es waren hochwichtige Probleme, die in den ersten Verordnungen gelöst werden mussten; von der Art der Lösung hing die künftige Entwicklung an erster Stelle ab; in ihr musste sich zeigen, ob die Regierung verstanden hatte, dem hohen Geiste, welcher das Zustandekommen des Kiautschou-Vertrages kennzeichnet, bei der Einzelarbeit des inneren Ausbaus des Schutzgebietes gerecht zu werden.

Als bald nach der Einverleibung des Kiautschou-Gebietes erhoben sich in Deutschland Stimmen, welche in doktrinärer Weise auf die englische Kolonie an der chinesischen Küste, Hongkong, als Muster hinwiesen und eine Uebernahme ihrer Einrichtungen auf unsere Kolonie verlangten. Bei dem Mangel an allen praktischen Vorbildern war es selbstverständlich, dass von Anfang der Besetzung an Hongkong als Vorbild ins Auge gefasst war. Sowohl unter den Beamten als unter den Kaufleuten gab es im neuen Gebiete einzelne, welche die englische Kolonie persönlich kannten und durch verantwortliche Stellungen in ihr mit ihren Einrichtungen und deren Wirkungen aufs innigste vertraut waren.

Ohne Zweifel steht Englands Grösse in der politischen wie wirtschaftlichen Dienstbarmachung fremder Völker und in der Erziehung fremder Völker zu der höheren Stufe des

modernen Wirtschaftslebens unerreicht da. Der Engländer besitzt mehr als andere Nationen die Fähigkeit, fremde Völker heranzuziehen, indem er ihre Eigenheiten anerkennt und zum eigenen Nutzen wendet; ohne dilettantische Vorurteile treibt er auf Grund seiner langen Erfahrung die Kolonisation wie jedes andere Geschäft, das ihm Vorteile abzuwerfen bestimmt ist. Indem er seinen Blick auf das Ganze gerichtet hält und sich scheut, einen Pfennig da anzulegen, wo ihm nicht das Pfund als Verzinsung in Aussicht steht, sind die Einrichtungen, die er in den Kolonien getroffen, im allgemeinen von praktischen Geschäftsrücksichten und der Anbequemung an die natürlichen Verhältnisse diktiert. Nur darf man bei aller Hochschätzung nicht vergessen, dass auch der englische Kolonist seinerzeit vor denselben Schwierigkeiten gestanden hat, die uns jetzt entgegentreten, und dass, wenn er sich heutzutage wohl oder übel auch mit manchen Irrtümern abgefunden hat, die bei der Gründung der Kolonie untergelaufen sein mögen, wir nicht in denselben Fehler zu fallen brauchen. Der stetige, auch heutzutage immer noch so beliebte Hinweis auf englische Kolonien als Mustér für Deutschland kann doch ernsthaft nichts weiter besagen wollen, als dass wir mit derselben Weitherzigkeit und Unbefangenheit, demselben ungetrübten Geschäftssinn, denselben praktischen Erfahrungen, derselben Ausnutzung lokaler Eigentümlichkeiten, derselben entschiedenen Zurückweisung platter Theorien bei der Gründung der Kolonien zu Werke gehen, welche England gross gemacht haben; dass wir seine Einrichtungen und Methoden gründlich nicht nur auf dem Papier, sondern in der Wirklichkeit und in ihren Wirkungen studieren und dass wir niemals vergessen, dass jede einzelne Kolonie ein anderes Gesicht zeigt, und dass die Tracht, welche die eine kleidet, der anderen nicht stehen würde. Es braucht wahrlich für uns Deutsche nicht bewiesen zu werden, dass es nicht gut tut, ohne Ahnung bewährter Methoden praktische Kolonisationsversuche anstellen zu wollen. Nur wäre nichts verkehrter als anzunehmen, dass das, was einmal möglich ge-

wesen ist, allezeit möglich sein werde, sofern nur die äusseren Bedingungen dieselben sind oder ähnliche seien. So verschieden wir in unserem Wesen sind von dem Engländer, so unendlich verschiedene Formen unsere beiderseitigen staatlichen Einrichtungen angenommen haben, so verschieden daher unsere ganze politische Erziehung und unser politisches Denken ist, so grosse Missgriffe würden wir begehen, wenn wir bei der praktischen Gründung der Kolonien einfach nach dem Grundsatz verfahren wollten, man brauche nur das, was unter ähnlichen äusseren Umständen einmal einen Erfolg gezeitigt hat, zu übernehmen, um zu einem richtigen Facit zu gelangen. Bleiben wir uns bewusst, dass es einen Fortschritt gibt auch im kolonialen Verfassungswesen, und dass jeder Fortschritt ein Produkt ist tieferer Kenntnis und Erkenntnis.

Die Ausgangspunkte des inneren Ausbaues unserer Kolonien waren natürlich dieselben wie in Hongkong. Genau wie dort forderten die natürlichen Verhältnisse eine Besteuerung des Grund und Bodens, des einzigen Objekts, welches überhaupt ertragsfähig war. Die am 2. September 1898 erlassene Land- und Steuerordnung unterscheidet zwischen dem Ankauf und der Vergebung von Land. Für den Ankauf wurde bestimmt, dass das Gouvernement sämtliche Grundstücke des Kiautschou-Gebietes von den chinesischen Eigentümern gegen eine bestimmte, den Preisen bei der Besetzung des Gebietes angepasste Entschädigung käuflich erwirbt. Solange der Ankauf durch das Gouvernement nicht stattgefunden hat, wird von den chinesischen Grundstücken dieselbe Grundsteuer erhoben, wie vor der Besetzung des Gebietes, nämlich 32 grosse Käsch (ungefähr 12 Pfennige) für einen amtlichen Mou = 614 qm.

Bei der Vergebung von Land kommt in Betracht, ob die Grundstücke innerhalb oder ausserhalb des allgemeinen Bebauungsplanes liegen. Das vom Gouvernement für die städtische Bebauung freigegebene Gebiet, innerhalb dessen die Bauordnung für Häuser europäischen Stiles in

Kraft ist, ist natürlich Abänderungen, die mit dem Anwachsen des bebauten Terrains zusammenhängen, unterworfen. Für ausserhalb des auf Grund des allgemeinen Bebauungsplanes zum Verkauf gestellten Gebietes gelegene Grundstücke besteht die Bestimmung, dass zur Anlage gemeinnütziger oder dem allgemeinen Interesse dienender Anstalten oder wirtschaftlicher Unternehmungen Land an jedem Platze des Gebietes ohne weiteres kauf- oder pachtweise zur Verfügung gestellt werden kann. Das Gouvernement behält sich die besonderen Vereinbarungen und Bedingungen für jeden Fall vor. Für solche Grundstücke können die Steuern teilweise oder ganz erlassen werden.

Auf Grund dieser Bestimmung ist z. B. der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft das für den Bahnbau nötige Terrain zu einer Pauschalsumme abgabefrei überwiesen; Land an die deutschen Missionsgesellschaften gegen Uebernahme gewisser Verpflichtungen für die Kulturarbeit unter der chinesischen Bevölkerung kosten- und abgabefrei überlassen; Land für Ziegeleibetriebe, für eine Molkerei, für eine Seidenfilature, für Gärtnereien u. s. w. unter Bedingungen, welche vor allem die Heranziehung und Nutzbarmachung aller dieser Anlagen für die Wohlfahrt der Kolonie bezweckten, zur Verfügung gestellt worden. Soll das wirtschaftliche Aufblühen der Kolonie gefördert werden, so gilt es, Kapital und Intelligenz mit allen Mitteln heranzuziehen und ihnen das weiteste Entgegenkommen von Anfang an zu beweisen.

Unter die gleiche Bestimmung fällt die Anlage der beiden Chinesen-Ansiedlungen Taitungschên und Taihsitschên. Auf den besonderen Wunsch der chinesischen Bevölkerung sind grössere Distrikte zur Errichtung billiger Kulihäuser aus Backsteinen und Lehm hergegeben worden, bei denen von einer europäischen Bauart abgesehen und das chinesische Bausystem unter Beachtung gewisser hygienischer Forderungen zugelassen ist. Das dazu nötige Land ist gegen Entrichtung einer geringen jährlichen Pacht vergeben unter der Bedingung, dass es jeder Zeit, falls eine Epidemie dort ausbrechen oder

der Gesundheitszustand der Kolonie einen Abbruch der Häuser wünschenswert machen würde, in den Besitz des Gouvernements mit allem, was darauf entstanden sei, zurückfallen solle. Das Beispiel Hongkongs hatte gezeigt, dass die europäische Bauart von Kulihäusern bei der praktischen Unmöglichkeit, das Verbot einer Ueberfüllung der Räume in jedem Falle durchzuführen, die Ansammlung von Krankheitsstoffen eher befördert als verhindert. Für diesen besonderen Fall ist deshalb das in Hongkong allgemein übliche System, welches als superficies dem Römischen Rechte angehört und als Erbbaurecht in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen ist, zur Anwendung gebracht. Nach diesem System wird ein der Regierung gehöriges Stück Land in Hongkong unter gewissen Beschränkungen in Bezug auf Zeit — 25, 75 oder 99 Jahre — und Abgaben — Kapitalabfindung und jährliche Pacht — ferner auf die Bebauungsfrist, als welche gewöhnlich ein Jahr gewährt wird, vergeben. Nach Ablauf der Frist fällt das Land an das englische Gouvernement zurück. Es liegt auf der Hand, dass die Anwendung dieses Systems in Hongkong nicht nur aus der Absicht hervorgegangen war, der sozial schädlichen Neigung der Terrainspekulationen entgegenzutreten, sondern auch insofern, als das Erbbaurecht auf Zeit bestellt ist, der Kolonie die durch Steigerung des Bodenwertes zu erhoffende Zuwachsrente zu sichern, schliesslich der Kolonie die Möglichkeit zu wahren, nicht mit grossen Summen Land zurückkaufen oder expropriieren zu müssen, falls sie im Laufe der Zeit für ihre eignen Zwecke Land bedarf. Nun ist jedoch nicht zu verkennen, dass bei den im allgemeinen langbemessenen Pachtfristen genügender Spielraum für die wildesten Land- und Häuserspekulationen gelassen ist; dass zwar dadurch, dass die Grundstücke nach einer gewissen Reihe von Jahren wieder an die Regierung zurückfallen, die Zuwachsrente der Kolonie gesichert bleibt, aber um den Preis billiger und schlechter Bauten, die einer gedeihlichen Fortentwicklung des städtischen Gemeindelebens nicht förderlich sind, und die

Tatsache, dass die Uebernahme und Niederlegung des verpesteten Chinesenviertels im Jahre 1897 der englischen Kolonie mehrere Millionen Dollars gekostet hat, beweist, dass, falls innerhalb der Pachtperiode ein fiskalisches Expropriationsbedürfnis entsteht, die Entschädigungsansprüche der Pächter an Höhe kaum hinter den Expropriationsansprüchen der Käufer zurückbleiben.

Wenn also dieses System für die chinesischen Kuli- viertel im Kiautschou-Gebiete teilweise übernommen wurde, so geschah es, um den provisorischen Charakter der Kuliwohnungen zu betonen und ein Mittel zur Erzwingung einer gewissen Sauberkeit und Ordnung in der Hand zu behalten. Das System hat unleugbar Vorteile, sobald die Zeitbeschränkung fallen gelassen wird, wie es bei den einfachen Behausungen der chinesischen Arbeiterbevölkerung ja möglich war. Verlangt es das Wohl der Kolonie, wie seinerzeit in Hongkong, die Häuser als Krankheitsherde niederzulegen, so können, da eine Entschädigung für die nicht erfüllte Pachtzeit fortfällt, die Unkosten nur sehr gering sein, selbst wenn das Gouvernement aus Billigkeitsrücksichten sich zu einer Entschädigung für die Niederlegung der Wohnungen an die Inhaber verstehen sollte. Sobald dagegen das System den Charakter des jederzeit kündbaren Provisoriums, wie es nur in wenigen Fällen wirtschaftlich durchführbar ist, verliert und den eines länger befristeten Provisoriums annimmt, verliert es auch den grössten Teil seiner Vorzüge. Es konnte deshalb trotz des gesunden Kerns, der ihm innewohnt, für den Teil des Gebietes, welcher für die Stadtbebauung in Frage kam, nicht zur Anwendung gelangen.

Dieses Gebiet zerfällt in einen europäischen Teil, d. h. einen Teil, wo Chinesen zwar Land erwerben und bebauen, aber nicht wohnen dürfen, es sei denn als Diener oder Angestellte der europäischen Insassen, und einen Teil, welcher allen, Chinesen und Nicht-Chinesen, zum Bewohnen freigegeben ist. Die Scheidung ist nicht so sehr im Interesse der Annehmlichkeit sowohl für Chinesen als Nicht-Chinesen

erfolgt, als mit Rücksicht darauf, dass an anderen Plätzen der Küste, besonders Hongkong und Schanghai, der Uebelstand zu Tage getreten ist, dass mit der Erstarkung des Chinesenelements eine Beschränkung und Verdrängung der Europäer verbunden ist. Die für den Erwerb von Grundstücken innerhalb dieses Stadtgebietes aufgestellten Bedingungen führen nun zum erstenmal folgerichtig den im Erbbaurecht der englischen Kolonie nur unvollkommen zum Ausdruck gelangten Grundsatz durch, dass die Wertvergrößerung des Grund und Bodens, soweit sie nicht auf eigenen Arbeiten des Grundbesitzers beruht, sondern bedingt ist durch den Aufschwung des gesamten wirtschaftlichen Lebens, nicht dem einzelnen als unverdienter Gewinn in den Schoß fällt, sondern als Zuwachsrente, insofern sie das Produkt der Zusammenarbeit aller ist, auch allen zu gute kommt.

Die Bedingungen, welche an den Verkauf des Landes geknüpft sind, lassen sich dahin zusammenfassen: Je nach Bedürfnis wird auf Antrag der Interessenten Land vergeben und zwar in öffentlicher Versteigerung unter Ansetzung eines Mindestpreises zum Meistgebote. Zum Bieten werden nur solche Personen zugelassen, die sich acht Tage vor dem Termin als interessierte Mitbieter ausgewiesen haben. Vor dem Zuschlag ist ein allgemeiner Benutzungsplan einzureichen und die Frist zur Ausführung der geplanten Bauten zu bestimmen. Der Zuschlag selbst ist an eine jährliche Grundsteuer geknüpft, welche 6 % des gemeinen Wertes, d. h. des Kaufpreises und der im Verlaufe aller drei Jahre vorgenommenen Schätzung, ausmacht. Die Schätzung wird natürlich stets auf den gezahlten Grundstückspreisen beruhen und im grossen und ganzen sich auf einen Ausgleich der bei den Versteigerungen eingetretenen Preisverschiedenheiten für ähnlich gelegene Grundstücke beschränken.

Ferner verpflichten sich die Käufer, bei einer Wiederveräußerung der von ihnen erstandenen Grundstücke neben der gerichtlichen Umschreibebühr von 2 % des Wertes

ein Drittel des dafür erzielten Reingewinns dem Gouvernement auszukehren. Hierbei sind alle Beträge, welche als Barauslagen gegen die Preissteigerung geltend gemacht und als solche anerkannt werden, abzugsfähig. Das Gouvernement behält sich das Vorkaufsrecht zu dem von dem Eigentümer gemeldeten Verkaufspreise vor. Durch die Neuerschätzung ist der Wert, den das Land jederzeit für die Gesamtheit hat, bestimmt; im allgemeinen werden, soweit nicht glatte Zahlenverhältnisse vorliegen, diese Werte der Berechnung zu Grunde gelegt werden. Im Zweifelfalle entscheidet eine gemischte Kommission über die Ansprüche des Gouvernements an der Wertsteigerung. Nach 25 Jahren können solche Grundstücke, welche ihre Eigentümer durch freiwilligen Verkauf nicht gewechselt haben, ebenfalls mit einer einmaligen Auflage von einem Drittel der Wertsteigerung belegt worden.

Man muss im Auge behalten, dass die Wertsteigerung des ursprünglich als Ackerland verwendeten, daher fast wertlosen Gebietes erst mit der Besetzung durch die deutsche Regierung einsetzte und durch die allmähliche Umwandlung der Gersten- und Weizenfelder zu Terrain für Eisenbahnen, Docks, Wohn- und Geschäftshäusern, öffentlichen Anlagen u. s. w., kurzum zu einer europäischen Grossstadt mehr und mehr hervortreten musste. Die Entwicklung des Bodens ist also das Ergebnis der Tätigkeit nicht des einzelnen, sondern der Gesamtheit; es waren vollkommen neue Verhältnisse in Tsingtau hervorgetreten, die infolgedessen auch eine neue wirtschaftliche Rechtsordnung verlangten. Diese ist so angelegt, dass sie den mannigfaltigen wirtschaftlichen Interessen durch die reiche Ausgestaltung verschiedener Formen für die verschiedensten Bedürfnisse gerecht wird; sie verhindert den Bodenwucher; sie schafft eine regelmässige Einnahmequelle nicht nur durch die fortschreitenden Verkäufe, sondern auch durch die Grundsteuer; sie befördert billige Bodenpreise; sie ist ein Mittel, die Verzinsung des Landes der Kolonie selbst zu erhalten. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen,

dass das Gesamtwohl der Kolonie durch diese neue Rechtsordnung besser gewahrt ist als durch eine einfache Uebertragung des englischen Bodensystems, und es wird heute wohl kaum einen Bewohner der Kolonie, dessen Interessen dauernd mit Kiautschou verknüpft sind, geben, welcher diese Neuordnung nicht einem beschränkten Pachtverhältnisse, wie es in Hongkong besteht, vorzöge.

Die Grundsteuer ist bis jetzt die einzige Steuer im Schutzgebiete. Als Tonnengelder wird von einlaufenden Schiffen eine Abgabe von $2\frac{1}{2}$ Cents pro Tonne erhoben; daneben besteht eine Konzessionsgebühr, d. h. die Konzessionierung gewisser Gewerbe, Wirtschaften, Theater, Opiumschenken u. s. w. setzt die Zahlung gewisser Polizeigebühren voraus. Hierhin kann auch die Abgabe für Erteilung von Hundemarken und Jagdscheinen gerechnet werden. Andere Abgaben gibt es also nicht, keine Kopfsteuer, keine Stempelsteuer, keine Einkommensteuer. Die einzige Steuer liegt bis jetzt auf dem Grundbesitz; in ihrer Höhe steht sie hinter der ihr ähnlichen Mietssteuer an anderen Plätzen der chinesischen Küste zurück. Dass die chinesischen Hauseigentümer in gewissen Stadtteilen sich zur Leistung eines geringen monatlichen Beitrages zur Deckung der Kosten ihrer Vertreterschaft, des sogenannten chinesischen Komitees, bereit erklärt haben, hat mit der Frage der Besteuerung nichts zu tun. Nichts hätte verkehrter sein können, als von Beginn des Bestehens einer Kolonie an ein kompliziertes Steuersystem einzuführen. In dieser Beziehung haben wir von den Engländern lernen können, wenn auch deren Grundsteuer in Hongkong vor 50 Jahren einen ganz anderen Charakter trug wie in Kiautschou und wegen der Ungleichmässigkeit ihrer Verteilung bald einem anderen Steuersysteme Platz machen musste. Im Laufe der Zeit wird vielleicht auch in Kiautschou eine weitere Steuerart in Betracht zu ziehen sein, die den Handel und den Geschäftsumsatz als solchen zu treffen bestimmt ist, sobald dieser einmal hinreichend erstarkt ist. Denn es bleibt Ehrensache einer

Kolonie, rechtzeitig allein schon zur Aufrechterhaltung ihres Kredits dafür zu sorgen, dass sie sich auf eigene Füße stellt und für ihre Bedürfnisse selbst aufkommt. Ein hohes sittliches Element liegt in dem Streben nach finanzieller Unabhängigkeit; nicht mit Unrecht betont eine der ersten Denkschriften über das Kiautschou-Gebiet, dass die Selbsterhaltung die Voraussetzung bietet für die Selbstverwaltung.

Soweit entfernt die Kolonie noch von diesem Ziele ist, so sind der Bevölkerung doch schon weitgehende Befugnisse zur Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten eingeräumt worden. Hongkong ist eine Kronkolonie; die Gesetzgebung liegt zwar beim Gouvernement, bedarf aber der Bestätigung in jedem einzelnen Falle durch die heimische Regierung. In dem gesetzgebenden Rate ist die Zivilbevölkerung durch mehrere vom Gouverneur, der Handelskammer, den Friedensrichtern, der chinesischen Bevölkerung ernannte Mitglieder vertreten, welche zwar Stimmrecht besitzen, aber im Falle einer Abweichung von den Regierungsvorlagen durch die sich stets in der Mehrzahl befindenden Beamten, die sämtlich für die Regierungsvorlagen zu stimmen verpflichtet sind, regelmässig überstimmt werden. Es steht den Vertretern der Zivilgemeinde zwar das Recht formellen Protestes an die heimische Regierung zu, aber in der Regel wird dieser Protest der geschlossenen Phalanx der Beamtenschaft gegenüber wenig helfen. Auf diese Weise verliert das Stimmrecht seinen ganzen Wert; die Einrichtung ist nur insoweit von Bedeutung, als sie den Vertretern der Zivilgemeinde die Möglichkeit zur Teilnahme an der Beratung und zur Aussprache ihrer Wünsche und Bedenken gewährt. Im Kiautschou-Gebiete trägt der Gouverneur allein der heimischen Behörde gegenüber die Verantwortung für die von ihm ausgehenden Verfügungen und Verordnungen. Der von ihm aus den höheren Beamten und drei Vertretern der Zivilgemeinde gebildete Gouvernementsrat hat nur beratende Stimmen. Die Wahl der drei Vertreter der Zivilgemeinde ist durch die Verordnung vom 13. März

1899 eingeführt, damit sie in allen Angelegenheiten, welche die Zivilgemeinde betreffen, zu Rate gezogen werden und die Vermittlung zwischen Zivilgemeinde und Gouvernement übernehmen könnten. Vor dem Erlass einer Verordnung oder der Einführung einer Massregel, durch welche wirtschaftliche Interessen von allgemeiner Bedeutung berührt werden, sind die Vertreter zu hören; nach dem Ermessen des Gouverneurs können sie auch zu gemeinschaftlichen Sitzungen des Gouvernementsrats hinzugezogen werden. Ich stehe nicht an, dieses System für besser zu erklären, als das in der englischen Kolonie Hongkong. Selbst wenn später die Unkosten der Verwaltung von der Kolonie aufgebracht und damit eine grössere Beteiligung der Bürgerschaft an den öffentlichen Angelegenheiten vorgesehen werden müsste, würde es falsch sein, die Bedeutung der Beschlüsse grundsätzlich durch die Zusammensetzung der beschlussfassenden Körperschaft und allgemein bindende Vorschriften für einen Teil ihrer Mitglieder zu entwerten. Noch auf Jahre hinaus muss der Gouverneur unserer jungen Kolonie die Verantwortung für die zweckmässige Verwendung der öffentlichen Gelder, für die Notwendigkeit und die Ausführbarkeit der von ihm erlassenen Verordnungen tragen. Wird es einmal nötig, seine Rechte in dieser Hinsicht zu beschränken, so mag es geschehen dadurch, dass er verpflichtet wird, bei einer gewissen, genau zu bestimmenden Anzahl dissentierender Mitglieder des Gouvernementsrats, dessen Sitzungen öffentlich sein sollten, ihre abweichende Meinung nebst eingehender Begründung seinem Vorschlage zur schliesslichen Entscheidung durch die heimischen Behörden beizufügen. In einer derartigen Regelung liegt nicht nur die Gewähr für eine würdigere Haltung des Gouvernementsrats und eine sachlichere Beurteilung divergierender Interessen, sondern auch, was in einer Kolonie von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, für eine Stärkung der einflussreichen und verantwortungsvollen Stellung des Gouverneurs.

Die Aufstellung der Vertreter der Zivilgemeinde hat zu einem Zusammenschlusse der Kaufmannschaft in Gestalt eines

kaufmännischen Komitees geführt. Auf die besonnene Tätigkeit dieser Vereinigung sind verschiedene Anregungen von allgemeiner Bedeutung während der letzten Jahre zurückzuführen; ihr ist die sachliche Aufklärung der Bürgerschaft über verschiedene Verwaltungsmassregeln zu danken. Das Gouvernement hat die geordnete Mitarbeit der Bürgerschaft bei den vielen Fragen der wirtschaftlichen Ausgestaltung des Schutzgebietes freudig begrüsst; es ist die Gewähr geboten, dass gerechte Wünsche und Ausstellungen, Vorschläge und Beurteilungen seitens der Zivilgemeinde durch ihre Vertreter zur Kenntnis des Gouvernements gelangen und auf Beachtung rechnen können. Schliesslich hängt doch auch das Gedeihen der Kolonie an erster Stelle davon ab, dass den Wünschen und Bestrebungen der Kolonisten alle Förderung zu teil wird.

Schwieriger als die Heranziehung des europäischen Elements behufs einer freien Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte des Schutzgebietes war die Gewöhnung der chinesischen Bevölkerung an die deutsche Herrschaft und ihre richtige Leitung. Die mehr als fünfzigjährige Geschichte Hongkongs und die auf Grund von praktischen Erfahrungen dort getroffenen Einrichtungen konnten einen Anhalt für unsere Regierung bieten. Von Anfang an war in der Verwaltung Hongkongs der Versuch einer Scheidung zwischen Engländern und Chinesen gemacht worden; Chinesen sollten regiert werden gemäss den Gesetzen und Bräuchen Chinas mit einziger Ausnahme der Anwendung von Tortur. Im Laufe der Zeit wurde der Wirkungskreis englischer Rechtsanschauungen auf die chinesische Einwohnerschaft erweitert, jedoch nur allmählich und im Verhältnis zu der Annäherung der beiden Klassen, wie sie durch das Zusammenleben an einem Platze, durch den Einfluss englischen Lebens und englischer Erziehung, durch die Begegnung auf dem Gebiete des Handels herbeigeführt worden war. Dieser Fortschritt vollzieht sich, wenn auch kaum merkbar, weiter bis auf den heutigen Tag. Alle Verordnungen und Anwendungen der Gesetze haben sich als wirkungslos erwiesen,

wenn sie über die Stufe hinausgingen, welche der Chinese gerade erreicht hatte und welche mehr von dem Einleben in englische Anschauungen und englische Denkungsart, als von der Ausübung von Gesetz und Verwaltung abhängt. So willig und gelehrig der Chinese unter einer gerechten Regierungsform ist, so grossen Widerstand leistete er, sobald die koloniale Gesetzgebung Hongkongs nicht in Einklang stand mit seinen tiefgewurzelten Vorurteilen und Sitten. Um die chinesische Bevölkerung, auf welcher der Bestand und die Wohlfahrt Hongkongs beruht, nicht zu verlieren, sah sich das Gouvernement mehrmals genötigt, seine Irrtümer zuzugeben und — nicht zur Stärkung seines Ansehens — einmal getroffene Verfügungen zurückzunehmen. Und wenn jetzt, nach über fünfzigjährigem Zusammenleben der beiden Rassen, ein Schluss aus der Haltung der chinesischen Bevölkerung in der englischen Kolonie gezogen werden soll, erklärt der Geschichtsschreiber Hongkongs, Dr. Eitel, so scheint es, dass je mehr die Chinesen die Grundlagen englischer kommunaler Freiheit kennen lernten, um so klarer die Tendenz bei ihnen hervortrat, sich auf sich selbst zurückzuziehen. Die stetige Weigerung, europäische Tracht oder englische Lebensweise anzunehmen, die allgemeine Abneigung, sich am öffentlichen Leben zu beteiligen, verbunden mit dem tiefgehenden Bedürfnis, mit der chinesischen Beamtenschaft auf gutem Fuss zu stehen, selbst wenn diese ihrem Handel absichtlich Schaden zufügte, die fortwährende Vermehrung der chinesischen Aktiengesellschaften, von denen fremdes Aktienkapital eifersüchtig ausgeschlossen wird, die Bereitwilligkeit, in Geheimbünden gegen unpopuläre Massregeln der Regierung durch eine allgemeine Arbeitseinstellung anzukämpfen — alle diese Symptome einer Rassenabsonderung zeigen klar, dass auf chinesischer Seite bis jetzt kein Verlangen besteht, den Abgrund zu überbrücken, der chinesisches und europäisches Leben in der englischen Kolonie trennt.

Auch wir werden nicht erwarten können, dass der

Schantung-Chinese in uns seinen Retter erblickt und in aufrichtiger Zuneigung und Verehrung die ihm durch ein tausendjähriges Kulturleben, welches, wenn auch anders, doch wahrlich nicht geringer zu bewerten ist als das europäische, anerzogene Form bei Seite setzt und mit der unsrigen vertauscht. Haben wir denn überhaupt ein Interesse daran, dass der Chinese mit seinen Lebens- und Weltanschauungen bricht, ehe er sich hat überzeugen können, dass er etwas Besseres und Gesunderes eintauscht? Ist es denn überhaupt für die wirtschaftliche Entwicklung unseres Schutzgebietes von Bedeutung, dass dem Chinesen unsere komplizierten, ihm unverständlichen Prozessformen aufgedrängt werden; dass unser grosser Verwaltungsapparat für ihn in Bewegung gesetzt wird; dass er sein Familienleben modelt; dass er anstatt an den Schriften des Konfucius und Mencius, aus deren reichem Weisheitsborn seine Väter und Vorväter geschöpft haben, sein sittliches Gefühl zu stählen, zu Büchern greift, welche vorläufig seinem Verständnis und Empfinden der Natur der Sache nach mit sieben Siegeln verschlossen sind?

Unsere vornehmste Aufgabe kann doch nur die sein, das geschäftliche und politische Vertrauen der Chinesen im Schutzgebiete zu erwerben; durch Vertrauen zu unserer kräftigen und gerechten Regierung ihre Dienste als Arbeiter zu gewinnen und uns nutzbar zu machen; sie für uns und nach unseren Anweisungen wirken zu lassen, damit unsere Nation die Früchte dieser Arbeit ernte. Es ist ein Erfahrungssatz, dass im Kampf ums Dasein, des Einzelnen und der Völker, der siegt, der die vorhandenen Hilfsmittel am gründlichsten auszunutzen versteht. Das heisst doch wohl kolonisieren, wie wir es von England lernen können, dass wir andere Nationen unseren Interessen gefügig machen; je mehr es uns gelingt, ihr Wirtschaftsleben zu entwickeln, die in ihnen schlummernden Kräfte zu wecken, mit der Anregung neuer Bedürfnisse ihre äussere Lage zu heben und zu verbessern, um so reicher wird und muss die Ausbeute sein, die wir selbst davontragen.

In die Familien- und häuslichen Verhältnisse der Chinesen hat deshalb das Gouvernement nicht eingegriffen; es hat sich um die Chinesen gesetzgeberisch nur insoweit bekümmert, als es ihr Zusammenleben mit den Europäern behufs Aufrechterhaltung der Gesundheit und öffentlichen Ordnung erforderte. Dieses ist geschehen in der Chinesenordnung vom 14. Juni 1900, deren leitende Vorschriften, sofern nicht durch die verschiedenen klimatischen Verhältnisse eine Erleichterung in Kiautschou bedingt war, zum grossen Teile denen entsprechen, welche als wesentlich aus jahrelangen Versuchen in Hongkong erkannt wurden. Es bedarf wohl keiner weiteren Begründung, dass da, wo Chinesen und Europäer auf einem Platze zusammenwohnen, gewisse Grundsätze aufgestellt werden müssen, welche die Wohlfahrt der europäischen Ansiedler verfolgen und welche eine Handhabe bieten, in aussergewöhnlichen Zeiten ansteckender Seuchen oder politischer Störungen, wie wir sie ja in unserer Kolonie bereits durchgemacht haben, eine feste Kontrolle auszuüben. Diese Grundsätze sind mit der chinesischen Bevölkerung selbst besprochen und haben ihre volle Zustimmung gefunden, da sie sich genau in den durch die Verhältnisse bedingten Schranken halten. Die wichtige Verordnung vom 15. April 1899 regelt die Rechtsverhältnisse der Chinesen und macht für rein chinesische Sachen die Bezirksamtmänner, d. h. solche deutsche Beamten, welche mit der chinesischen Sprache und chinesischen Rechts- und Lebensanschauungen vertraut sind, zuständig. Chinesische Richter, überhaupt chinesische Beamte im deutschen Schutzgebiete zuzulassen, ist bei der grossen Gefahr der Beeinflussung durch China, wenn nicht schon aus allgemeinen politischen Rücksichten, einfach unmöglich. Die Regierung hat sich deshalb veranlasst gesehen, deutsche Beamte, welche zuerst einen gründlichen Sprach- und Verwaltungskursus im Kiautschou-Gebiete durchzumachen haben, als chinesische Richter in erster Instanz zu verwenden. Wie in englischen Kolonien, so muss auch unser Ziel bleiben,

dass auch für die zweite Instanz nur Richter, welche in der Kolonie oder in einem anderen Lande Gelegenheit gehabt und gelernt haben, mit einer orientalischen Bevölkerung umzugehen, bestellt werden. Von Anfang an ist dafür gesorgt worden, dass die chinesische Bevölkerung des Schutzgebietes nicht nur gründlich über jede einzelne Massregel des Gouvernements, welche für sie von Bedeutung sein könnte, durch genaue Uebersetzungen des amtlichen deutschen Textes unterrichtet wurde, sondern auch dass ihre Wünsche und Beschwerden das Ohr der Regierung erreichten. Das letztere wurde erzielt durch die Ernennung eines besonderen Beamten für chinesische Angelegenheiten, der als Vertrauensmann der chinesischen Einwohnerschaft gilt, sie gegen äussere Vergewaltigungen in Obhut zu nehmen bestimmt ist und durch seine Vertrautheit mit Land und Leuten, mit ihrem Fühlen und Denken, mit ihren staatlichen und religiösen Einrichtungen als Berater des Gouvernements gegen unnötige Eingriffe in berechnete Eigentümlichkeiten schützen kann. Durch die Uebernahme dieser Einrichtungen, zu denen sich Hongkong erst im Laufe der Jahre entschlossen hat, ist es möglich gewesen, das natürliche Misstrauen zu zerstreuen und ein harmonisches Zusammenleben anzubahnen. Auf Grund dieser Vorkehrungen zu einer Verständigung konnte die Regierung sogar weiter gehen als Hongkong. Um den Chinesen jeden Anlass zur Exklusivität zu nehmen, so weit er sich in der Bildung geheimer Gesellschaften, dem Zusammenschluss zu Gilden, zu Landsmannschaftsverbänden u. s. w. zu äussern pflegt, ist sie anfangs vorigen Jahres zur Errichtung eines chinesischen, aus Vertretern der verschiedensten Interessen und Stämmen zusammengesetzten Komitees geschritten, welches bei der Verwaltung der chinesischen Stadtgemeinde, zur Aufklärung in Fragen des chinesischen Familien- und Erbrechts, zur Schlichtung streitiger Handelssachen unter Chinesen, zur Beratung in Fragen wirtschaftlicher Natur und in Bezug auf Wohlfahrtseinrichtungen unter den Chinesen dem Gouvernement zur Seite zu stehen

hat. Mit diesem Schritt hat das Gouvernement die Konsequenz aus den Lehren, an welchen die koloniale Entwicklung Hongkongs überreich ist, gezogen; möge die chinesische Bevölkerung unseres Gebietes, so weit sie nicht mit unseren Begriffen über öffentliche Ordnung in Konflikt gerät, ruhig für sich selber sorgen; möge sie sich frei und wohl fühlen unter der neuen Regierung; möge sie Vertrauen gewinnen zu der Herrschaft, der es an Strenge nicht zu fehlen braucht, so lange sie gerecht ist und von Willkür sich frei hält. Nur Vertrauen kann Vertrauen erzwingen; unsere Haltung gegenüber unseren Schutzbefohlenen wird sich widerspiegeln in der Aufnahme unserer Kaufleute und Arbeiter auf den Bergwerksfeldern im Innern; auf der Eisenbahnstrecke, welche unsere Landsleute bis ins tiefste China führen soll; auf den Märkten, welche unserer Erschliessung harren; in der Verwendung unserer Fachmänner bei der Durchführung der China nötigen Reformen.

Je weniger wir in die innerchinesischen Verhältnisse des Individuums eingreifen, um so stärker wird das Vertrauen, welches wir von ihm verlangen und erwarten müssen, wurzeln; lassen wir uns durch die Erfahrungen Hongkongs überzeugen, welches jetzt beklagt, nicht einen eigenen Geschäftsteil dem Europäer reserviert, in Verkennung der beiderseitigen Wünsche der so grundverschiedenen Rassen nicht getrennte amtliche Schulen für die heranwachsende englische und chinesische Jugend angelegt zu haben und erst jetzt daran geht, diesen Fehler, so weit es geht, wieder gut zu machen.

Auch das deutsche Gouvernement in Kiautschou hat sich der hohen Aufgabe der intellektuellen Hebung der deutscher Hoheit unterstellten chinesischen Massen nicht entzogen. Während es jedoch eine deutsche Schule für europäische Kinder nach deutschem System eingerichtet hat, hat es durch Leistung gewisser Beihilfen der im Schutzgebiete ansässigen Mission die Gegenleistung an den allgemeinen Kulturaufgaben unter den Chinesen der Kolonie durch Errichtung von Unterrichtsgebäuden und Hospitälern

sowie durch sonstige aus der Missionstätigkeit entspringende Arbeiten zur Pflicht gemacht. Nicht nur sind dadurch der Mission in unserem Gebiete bestimmte Ziele gesteckt worden, feste Aufgaben unter Aufsicht des Gouvernements zugewiesen, ein sicherer Wirkungskreis in die Hände gegeben, in dem sie mit Freudigkeit zum praktischen Nutzen der Kolonie arbeiten kann, sondern das Gouvernement hat auch den Schein gewahrt, als ob es sich in Versuche einlasse, zu deren organischer Durchführung ihm vorläufig nicht nur die Mittel, sondern auch die Kräfte fehlen. Unser Wunsch ist, dass die deutsche Mission im Schutzgebiete festen Fuss fasse und sich angelegen sein lässt, die Eigenart chinesischen Wesens kennen und verstehen zu lernen, den Charakter der Schüler zu studieren, sich über die Grundsätze zu unterrichten, in denen derjenige aufgewachsen ist, dessen Erziehung sie zu vollenden hat, um erfolgreich nicht nur im Schutzgebiete selbst, sondern auch darüber hinaus an den Aufgaben, die die Gegenwart stellt, sich beteiligen zu können. Augenblicklich liegen zwei Weltauffassungen in China in hartem Kampfe: die national-chinesische, die sich auf Jahrtausende alte Ueberlieferung beruft, und die kosmopolitisch-abendländische, die ihre Expansionskraft, nachdem sie sich die übrigen Festlande und Inseln des Erdballs dienstbar gemacht hat, nun noch am letzten ihr noch nicht unterworfenen Ländergebiete, an Ostasien, zur Geltung bringen will. Dass ein Volk von solcher Geschichte, solchen Leistungen und altgeheiliger Tradition sich nicht behandeln und bezwingen lässt wie ein Zulu- oder Indianerstamm, braucht nicht dargetan zu werden — nur so weit wird der Abendländer, also auch der Deutsche, also auch der Missionar in China Aussicht auf Erfolg haben, als er die Eigenart und das Sonderwesen dieses Volkes in den Bereich seiner psychologischen und wirtschaftlichen Berechnungen zieht. Es muss anerkannt werden, dass die deutsche Mission, deren Tätigkeit wir nun einmal in China nicht entbehren können, sich mit hohem Ernst und Eifer an der vom Gouvernement

ihr eingeräumten praktischen Arbeit unter der eingeborenen Bevölkerung im Schutzgebiete beteiligt. Die Dienste, die sie uns bereits erwiesen hat durch Heranbildung von deutschsprechenden Schülern, durch ihre Kenntnis von Land und Leuten während der Chinawirren, durch ihre aufopfernde Tätigkeit während der Choleraepidemie des letzten Jahres im Faberhospital können garnicht genug hervorgehoben werden. Je mehr die deutsche Mission ihren Blick auf praktische Ziele gerichtet hält, um so wertvollere Dienste wird sie auch zu leisten berufen sein bei dem, was uns allen als Ziel vorschwebt, nämlich der wirtschaftlichen Erschliessung von Schantung.

Galt es bei dem inneren Ausbau der Kolonie eine Grundlage für die Pflege und gedeihliche Entwicklung eines starken Gemeinwesens zu schaffen, so prägt sich besonders in der Regelung des Zollwesens, mit der die Hafenordnung verbunden war, auch nach aussen hin das Streben aus, getreu dem Geiste des Kiautschou-Vertrages jede krankhafte, die wirtschaftliche Entwicklung hemmende Isolierung zu meiden; den ungestörten Austausch wirtschaftlicher Güter zu fördern; die Schranken, welche eine Zollgrenze der natürlichen Handelsentwicklung von selbst zieht, nach Möglichkeit niederzulegen und zu überbrücken.

Auch hier wäre es das einfachste gewesen, auf das Beispiel der englischen Kolonie Hongkong zurückzugreifen, und es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche unter Hinweis auf die Grösse Hongkongs als Mittel zur Erlangung dieser Grösse die Anpassung unserer Zollverhältnisse an Hongkong forderten.

Die Grösse der englischen Kolonie beruht auf drei Stützen: dem liberalen, die individuelle Tätigkeit fördernden Geiste der Verfassung und Verwaltung, der unvergleichlichen Lage und dem auf geschichtlichem Werdegang beruhenden Freihafensystem. Genau auf denselben drei Stützen beruht die Zukunft unserer neuen Erwerbung in China. Auf den ersten Punkt gehe ich nicht weiter ein. Nach alledem, was ich bereits entwickelt habe, darf ich wohl fragen: Gibt es

unter allen bestehenden Systemen etwas Liberaleres als die der ganzen Gemeinde, dem einzelnen gleichmässig zu gute kommende, den Landwucher ausschliessende Landordnung? Ist das Bestreben, die Arbeiten der grossen im Schutzgebiete ansässigen Gesellschaften zu fördern, die Bevölkerung an den Aufgaben der Verwaltung zu beteiligen, chinesischen Eigenarten gerecht zu werden, nicht von liberalem Geiste diktiert worden? Wenigstens an der redlichen Absicht, in dieser Beziehung zum mindesten nicht hinter der englischen Kolonie zurückzubleiben, hat es nicht gefehlt.

Aber auch die Lage weist gleichwertige Vorzüge auf, wenn diese auch gerade in dem Gegensatz, dass Hongkong durch seine insulare Isoliertheit mit einer Abschliessung vom chinesischen Binnenlande zu rechnen hat, während Kiautschou durch seine Festlandslage gerade auf eine Einbeziehung des Hinterlandes in seine Interessen und ein Aufgeben jeden exklusiven Standpunktes ihm gegenüber angewiesen ist, ihre sachliche Begrenzung finden. Hongkong wurde gegründet im sogenannten Opiumkriege, um von der drückenden Aufsicht der chinesischen Behörden über den ihnen unbequemen englischen Handel frei zu werden; Kiautschou entstand als Stützpunkt und Auslasspforte eines auf ausdrückliche Zusage der chinesischen Regierung in der Provinz Schantung durch Anlage deutscher Eisenbahn- und Bergbau-Unternehmungen zu schaffenden Handels. Hongkong wurde gegründet, um dem chinesischen Reiche einen von diesem aufs heftigste zurückgewiesenen Handelsgegenstand, das Opium, mit Macht aufzudrängen; Kiautschou entstand, um mit ausdrücklicher Anerkenntnis Chinas die reichen Bodenschätze Schantungs dem Verkehrsleben der Völker zugänglich zu machen. Hongkong wurde gegründet, um dem Opiumschmuggel eine sichere Heimstätte zu gewähren; Kiautschou entstand, um dem regelmässigen Warenaustausch, der in der Förderung des Schmuggels einen wirtschaftlichen Schaden erblickt, zu beleben. Als Hongkong gegründet wurde, waren Willkür, Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit

die Kennzeichen chinesischer Zollerhebung; zur Zeit, wo Kiautschou entstand, hatte das chinesische Seezollamt unter europäischer Leitung sich für Rechtlichkeit, Pflichttreue und Ordnung einen Ruf erworben, welcher den Vergleich mit keinem zivilisierten Staate zu scheuen braucht. Während also für Hongkong direkte Gründe vorlagen, sich von China nach aussen hin auf alle Weise abzusperren, bestanden diese Gründe für die deutsche Regierung nicht; ihr erwuchs daher die pflichtmässige Prüfung, ob eine Exklusivität, welche politisch und wirtschaftlich nach Abschluss eines Kiautschou-Vertrages nicht mehr gerechtfertigt werden konnte, aus anderen Gründen anzustreben sei.

Die Lage, in welcher nach Abschluss des Kiautschou-Vertrages die Kolonie sich China gegenüber befand, war folgende: China gegenüber war Kiautschou Ausland, da der Kaiser von China auf die Ausübung aller Hoheitsrechte verzichtet hatte. Zugleich ist China durch den deutsch-chinesischen Handels-Vertrag vom Jahre 1861 das uneingeschränkte Recht der Erhebung von Zöllen, sowohl für Einfuhr- als Ausfuhrwaren, zugesichert; es hat damit das Recht, in seinem eigenen Lande an allen Stellen dem Auslande gegenüber Zollstationen da zu errichten, wo ein Handel besteht und wo es dieses für nötig hält, solange die vertragsmässige Höhe der Zölle nicht überschritten wird. Das Recht der Grenzaufsicht wird China um so weniger streitig gemacht werden können, als die Vertragsmächte, also auch Deutschland selbst das grösste Interesse daran haben, jede Schädigung der Zolleinkünfte, die für ihre Anleihen und Kriegsforderungen verpfändet sind, zu verhüten.

Der Auslands-Charakter von Kiautschou wurde dadurch zum Ausdruck gebracht, dass das deutsche Schutzgebiet zum Freihafen erklärt wurde, genau wie Hongkong, das heisst, es steht allen Flaggen gleichmässig der Zutritt offen, und der Platz erfreut sich vollkommener Zollfreiheit. Eine Zollaufgabe musste allein Opium treffen. Das Recht der Zollkontrolle hatte China der englischen Kolonie Hongkong gegen-

über in der Weise geltend gemacht, dass es die Insel mit einem Kranze von Zollstationen nicht nur zu Lande, sondern auch auf der Seeseite umzogen hatte, die im Grunde eine grosse Erschwerung des Handels bedeuteten und schliesslich dahin führten, dass das chinesische Zollamt im Herzen Hongkongs selbst — allerdings ohne offizielle Anerkennung seitens der englischen Behörden — eine Zollfiliale zur fakultativen Verzollung einrichtete.

Man braucht nur die Berichte der Hongkong-Handelskammer zu lesen, um sich aus den vielen Vorschlägen zur Abänderung der Zolleinrichtungen ein Bild der bestehenden Mängel zu machen; man braucht nur die englischen Tageszeitungen zu durchblättern, die von Klagen über tatsächliche und notwendige Repressalien der Zollbehörde an der Grenze erfüllt sind, um zu finden, dass die dortigen Zustände weit entfernt sind, ideale zu heissen. Die vielen Vereinbarungen, welche im Laufe der Zeit mit den chinesischen Zollbehörden getroffen worden sind und noch getroffen werden, bedeuten weiter nichts und können weiter nichts sein als Flickwerk, da der Kern, die geschichtlich Hongkong nun einmal aufgedrückte Isolierung China gegenüber, nicht berührt wird. Die Stellung Hongkongs zur chinesischen Zollbehörde ist, so berechtigt sie bei der Gründung auch war, ein Anachronismus, dessen Nachahmung in der deutschen Kolonie ein um so grösserer Fehler gewesen wäre, als die geographische Lage und die wirtschaftlichen Interessen unserer Kolonie ganz andere, zum Teil entgegengesetzte Aufgaben zuweisen.

Nun lehrte das Beispiel Hongkongs, dass die Zulassung eines chinesischen Transit Zollamts selbst bei noch so starkem Streben nach Isolierung aus wirtschaftlichen Gründen zur Sicherung der so vielfach verschlungenen Handelsfäden sich nicht vermeiden lässt — was war also natürlicher, als dass die deutsche Regierung hier einsetzte und indem sie den Sitz des chinesischen Seezollamtes unter europäischer Leitung und Ausschluss jedes chinesischen Beamten nach

Tsingtau verlegte, sich weite Zugeständnisse für die wirtschaftliche Entwicklung des Schutzgebietes zusichern liess. Da das Kiautschou-Gebiet Freihafen ist, d. h. die dort eingehenden und verbrauchten Waren jeder Zollkontrolle entzogen sind, so konnte es sich bei dem chinesischen Zollamte nur um ein Transitzollamt handeln, d. h. um die Verzollung solcher Waren, welche auf der Durchfuhr von der See nach China oder als chinesische Erzeugnisse zur Ausfuhr nach anderen Plätzen und Ländern bestimmt sind. Durch die offene Zulassung des chinesischen Transitzollamts im Schutzgebiete verlegte man die Verzollung von der Grenze und den Grenzstationen nach Tsingtau selbst, d. h. an den Platz, wo der verschiffende Kaufmann selbst vertreten ist und am leichtesten und bequemsten die Verzollung überwachen kann. Was wäre denn die Folge gewesen, wenn wir in den englischen Fehler verfallen wären? Die chinesische Zollbehörde hätten wir — und dieses wird als der einzige Vorteil hingestellt — doch nicht, wie gerade das Beispiel Hongkongs lehrt, aus dem Schutzgebiete ferngehalten; stärker als starrer Doktrinarismus ist der Zwang wirtschaftlicher Interessen; zudem aber wäre statt der einen Seezollstation in Tsingtau eine Menge kleiner Stationen rings um die Landes- und Seegrenze seitens der Chinesen errichtet worden.

Der Natur der Sache nach würde die fakultative Verzollung für Waren im Freihafengebiete lediglich den Einfuhrwaren nach China zu Gute kommen. Dem Kaufmann wäre die Gelegenheit geboten, am Platze selbst Waren, die für das Innere Chinas bestimmt sind, zu verzollen. Werden diese Waren nach der Verzollung im Schutzgebiete unter Zollverschluss gestellt, was sich praktisch nur für plombierte Eisenbahnwagen durchführen lässt, so lässt sich für solche Waren unter Umständen eine weitere Zollkontrolle an der Grenze vermeiden, nämlich dadurch, dass der Zollverschluss seitens des Gouvernements oder der Bahngesellschaft garantiert, mit anderen Worten: die Funktionen des Zollamts in Bezug

auf Kontrolle für diesen Teil der Waren vom Gouvernement oder der Eisenbahngesellschaft dem Zollamt abgenommen und von ihnen selbst übernommen würden. Waren aus dem Innern unter gleichen Bedingungen in das Schutzgebiet hineinzulassen, ist bei fakultativer Verzollung deshalb unmöglich, weil dem Zollamte die Gelegenheit genommen ist, die Verzollung der einmal in Tsingtau eingetroffenen Waren zu kontrollieren und zu erzwingen. Nun gibt es unter den für die grosse wirtschaftliche Entwicklung der Kolonie in Betracht kommenden Kaufmannshäusern keine einzige, dass sich ausschliesslich mit Importen beschäftigte; jedes Kaufmannshaus, das einführt, führt auch Waren aus China aus. Der einzige Vorteil für den Kaufmann, der darin liegt, dass für einen ganz geringen Teil der nach China mit der Eisenbahn zu versendenden Waren die Verzollung in Tsingtau vorgenommen werden könnte, wird dadurch aufgehoben, dass für alle Waren aus China Angestellte der Kaufmannshäuser jenseits der Grenzen behufs Vornahme der Verzollung stationiert werden müssten. Das alleinige Recht der Verzollung im Schutzgebiete — die fakultative Verzollung — bietet keinerlei wirtschaftliche oder finanzielle Vorteile weder für den Warenverkehr noch für die Tätigkeit des Kaufmanns, die als Aequivalent für die Belassung einer amtierenden chinesischen Behörde im Freihafengebiete neben den chinesischen Zollämtern an der Grenze angesehen werden könnten.

Mit den Zollämtern an der Grenze aber wären ernsthafteste Handelshindernisse eingetreten; die Erschwerungen für den Dschunkenverkehr würden dahin geführt haben, dass die Dschunken überhaupt aus dem Freihafen fortblieben und gleich in den chinesischen Zollhafen liefen; für die Eisenbahn wäre nicht nur eine Umladung der Güter an der kaum eine Stunde von Tsingtau entfernten Grenze, sondern auch für jeden Personenzug ein längerer Aufenthalt dort nötig geworden. Unter dem jetzigen System wird der Ausfuhrzoll auf die aus China nach Tsingtau gesandten Waren erhoben, wenn sie aus deutschem Gebiete nach anderen Orten weiter verschifft

werden sollen. Würde dieser Ausfuhrzoll an den Grenzstationen, wie in Hongkong, erhoben, so fielen der grosse Vorzug aller im Freihafengebiete zu konsumierenden oder zu verarbeitenden Waren. Jetzt gehen die Landesprodukte, Steinkohlen, Eisen und Erze, die Grundlage einer neuen Industrie, frei von Zoll ein; ohne Verzollung können aus dem Hinterlande Baumwolle, Seidenkokons, Häute, Wolle u. s. w., kurzum alle Rohprodukte einkommen, um im deutschen Schutzgebiete konsumiert oder verarbeitet zu werden; alle Lebensmittel, all' die hunderte von anderen chinesischen Produkten oder Artikeln, welche jetzt etwa von 100 000 Menschen, in kurzer Zeit vielleicht von über $\frac{1}{2}$ Million verbraucht werden, können in Tsingtau zollfrei genossen und verwendet werden. Wäre das Zollamt nicht in Tsingtau, sondern an der Grenze angelegt worden, so wäre die natürliche Folge neben einer allgemeinen Verteuerung der Lebensmittel und sonstigen Lebensbedürfnisse die gewesen, dass die Kolonie ebenso wenig wie Hongkong mit einem chinesischen Hafen in Bezug auf industrielle Anlagen zur Verarbeitung der Rohprodukte des Binnenlandes konkurrieren könnte.

Ein Nachteil gegenüber den Vertragshäfen würde ferner dadurch eintreten, dass mit der Verlegung des Zolls an die Grenze das Halbzollvorzugsrecht für sämtliche chinesische Waren nach China fortfallen würde. Schon jetzt lässt sich der Gewinn der Kaufmannschaft in Tsingtau durch diese Einrichtung auf 250 000 Mk. jährlich berechnen, welche mehr für Waren an Zoll hätten entrichtet werden müssen, falls er ausserhalb der Grenzen des Freihafengebietes erhoben worden wäre.

Es sind also handgreifliche finanzielle Vorteile und wirtschaftliche Erleichterungen, welche mit der Zulassung des chinesischen Zollamts in Tsingtau verbunden sind. Nachteile sind nach dem gewichtigen und massgebenden Zeugnis der Kaufmannschaft in Tsingtau nicht hervorgetreten. Im Prinzip vereinigt das jetzige System die wirtschaftlichen Vorteile der Vertragshäfen an der chinesischen Küste mit den wirtschaft-

lichen Vorteilen des englischen Freihafens Hongkong, und beide Vorteile hat Tsingtau im Anfangsstadium seiner Entwicklung nötig. Falls jemals eine Industrie in Tsingtau entstehen soll — und darauf zielt doch die ganze Entwicklung des Schutzgebietes hin — so gibt es schlechterdings keine andere Regelung der Zollfrage. Hongkong ist für industrielle Unternehmungen bis jetzt kein günstiger Boden gewesen, weil es ausserhalb der chinesischen Zollgrenze gelegen, überhaupt nicht in Betracht kam für die natürlichsten und aussichtsreichsten Fabrikanlagen, die ihre Rohstoffe aus China beziehen und ihre Erzeugnisse dahin absetzen wollen. Nur Manila-Zuckerrohr und Hanf wird mit Erfolg verarbeitet. Ist die jüngst erfolgte bedeutende Erweiterung von Hongkong auch in der Absicht durchgesetzt, der englischen Kolonie zugleich mit einem Anschluss an das entstehende chinesische Eisenbahnnetz mehr als bisher die Möglichkeit zu schaffen, auch an einer industriellen Erschliessung Chinas einen Anteil zu nehmen, so setzt das voraus, dass eine Revision der Zollvereinbarungen auch unter diesem Gesichtspunkte vorgenommen wird.

Es wäre wenig weitblickend gewesen, wenn wir das unter ganz anderen Umständen entstandene, heutzutage überlebte und nur in der Erinnerung an alte Zeiten noch berechnete Zollsystem Hongkongs uns zu eigen gemacht, unter Verkennung der wirtschaftlichen Vorteile der jetzigen Einrichtung das deutsche Kiautschou-Gebiet von vornherein unfähig gemacht hätten, nicht nur mit seinen Rivalen an der chinesischen Küste zu konkurrieren, sondern auch das zu werden, wozu es seiner ganzen Lage und Geschichte nach prädestiniert ist — der Industrieplatz Schantung. Nicht Isolierung heisst unsere Losung, sondern Expansion; nicht Abschliessung gegen fremde Uebergriffe, wie einst in Hongkong, sondern Einbeziehung aller der Güter und wirtschaftlichen Vorteile, welche ein fremdes Land uns zur Nutzung überlassen hat, in unseren Bereich. Mit Recht weist der Nationalökonom Dr. Schumacher in einer seiner Schriften

über chinesischen Handel, welche leider durch den Wust der in den letzten Jahren in Deutschland erschienenen Literatur über China erdrückt sind und deshalb nicht die Beachtung gefunden haben, die sie verdienen, darauf hin, dass die Absonderung der Europäer in den Niederlassungen nicht nur jede Anpassung an chinesische Lebensweise und Denkart unmöglich macht, sondern auch die Gelegenheit beengt, sich Erfahrungen und Kenntnisse über das Chinesentum, seine Gewohnheiten, seine Einrichtungen und Bedürfnisse zu sammeln. Aus dieser systematischen Abwendung vom chinesischen Leben erklärt es sich, wenn Sir Stewart Lockhart, bis vor kurzem Chinesenkommissar und Kolonialsekretär von Hongkong, vor einiger Zeit von der englischen Inselkolonie im fernen Osten und ihrer englischen Bevölkerung behaupten konnte, dass notorisch die englischen Kaufleute von Chinesen und chinesischen Bedürfnissen wenig wissen und dass noch heute zwischen den beiden Bevölkerungen eine Kluft besteht von fast derselben Weite, wie sie vor einem Vierteljahrhundert oder sogar vor 50 Jahren vorhanden war.

Der Kiautschou-Vertrag ist der erste, der mit bewusster Absicht die Europäer über die engen Grenzen des Hafens zur Arbeit in China selbst und unter den Chinesen hinweist. Daraus entsprang für die Verwaltung des deutschen Schutzgebietes die Pflicht, die Kolonie nicht als isolierte wirtschaftliche Einheit, losgelöst von dem Geflechte des wirtschaftlichen Lebens Chinas, zu betrachten, sondern als dienendes Glied eines grossen, komplizierten, eigenartigen Wirtschaftsorganismus zu begreifen, den Blick von der Einzelercheinung zu erheben zu der Gesamtwirkung! Und was immer im Kiautschou-Gebiete getan oder unterlassen ist, zeigt, wie ich glaube nachgewiesen zu haben, das bewusste, planvolle, einheitliche Streben, herauszuleiten über das enge Gebiet, das wir unser eigen nennen, mitten in China hinein. Haftet vorläufig noch unser Blick an den Grenzen der Provinz Schantung, so mag Richthofen uns belehren, der in Kiautschou den natürlichen maritimen Stützpunkt des Eisen-

bahnnetzes von Nordchina erblickt. Die natürliche Entwicklung schreibt die Fortführung der jetzt in Bau begriffenen Bahnen nach Westen und nach Norden vor; je weiter wir unsere praktischen Ziele stecken, desto mehr dürfen wir überzeugt sein, dass auf den Grundlagen, die in Kiautschou geschaffen sind, eine wirtschaftliche Blüte erstehen wird.

3/238

3/

Die
eventuelle Errichtung von
Lungenheilstätten
in
Deutsch-Südwestafrika.



Vortrag

von

Dr. Julius Katz. ✓



5/194

Am 29. Januar 1903 fand in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft eine Erörterung über die eventuelle Errichtung von Lungenheilstätten in Deutsch-Südwestafrika statt, bei der Herr Dr. Julius Katz das Referat und die Herren Dr. A. Lübbert und Dr. Rohde das Coreferat übernahmen.

Nach Eröffnung der Sitzung durch den Vorsitzenden nahm zunächst Herr Dr. Katz das Wort:

Hochverehrte Gesellschaft!

Zuerst möchte ich mir erlauben, Sr. Durchlaucht dem Herrn Prinzen von Arenberg für die Erlaubnis, hier zu sprechen, meinen ergebensten Dank auszudrücken.

Gebe ich mich doch der Hoffnung hin, dass der von mir angeregte und schon der Berliner medizinischen Gesellschaft vorgelegte Plan gerade in diesem Kreise Interesse und Förderung finden wird. Meine Herren, dank der Tuberkulose-Bewegung der letzten Jahre, besonders dank der Bemühung ihres Begründers und Leiters, Herrn Geheimrat v. Leyden, ist die Kenntnis von der ausserordentlichen Bedeutung der Tuberkulose und der ungeheuren Zahl ihrer Opfer so sehr Gemeingut aller gebildeten Kreise geworden, dass es hiesse, Eulen nach Athen tragen, wollte ich viele Worte darüber verlieren.

Nur einige wenige Zahlen gestatten Sie mir anzuführen: Nach der offiziellen Reichsstatistik starben im Durchschnitt der Jahre 1894 bis 97 jährlich 87 600 Menschen im Alter von 15 bis 60 Jahren an Tuberkulose, d. h. mehr, als von allen Altersklassen zusammen an Diphtheritis, Masern, Scharlach, Keuchhusten und Typhus gestorben sind. Auf tausend Todesfälle der im Alter von 15 bis 60 Jahren, also in dem

kräftigsten und erwerbsfähigsten Alter überhaupt Gestorbenen, kamen im Jahre 1893: 342, d. h. mehr als ein Drittel auf Rechnung der Lungenschwindsucht.

Während man nun früher dem Wüten dieser Volkskrankheit mit fatalistischer Ergebung als etwas Unabwendbarem gegenüberstand, hat man seit der Entdeckung des Tuberkel-Bazillus den Kampf gegen die Tuberkulose auf rationaler Grundlage aufgenommen, indem man versuchte, durch planmässige Vernichtung der mit dem Auswurf entleerten Tuberkel-Bazillen der Weiterverbreitung der Krankheit vorzubeugen und so allmählich ihrer selbst Herr zu werden. Bald jedoch sah man ein, dass dieser Weg allein, so verheissungsvoll er auch erschien, dem ersehnten Ziele nur ganz unbedeutend näher führte, und auf dem ersten internationalen Tuberkulose-Kongress in Berlin herrschte fast vollständige Einigkeit darüber, dass es neben der Unschädlichmachung des phthisischen sputums zwei Massnahmen seien, von deren Durchführung man eine allmähliche Ausrottung der Schwindsucht erhoffen konnte: Die Hebung der sozialen Lage der arbeitenden Klassen, insbesondere eine durchgreifende Besserung ihrer Wohnungsverhältnisse und zweitens und hauptsächlich die Ausdehnung der in der Therapie der Schwindsucht als segensreich bewährten Heilstättenbehandlung auch auf die unbemittelten Kreise unseres Volkes. Da die Hebung der sozialen Lage zu sehr Sache der allgemeinen Politik ist, als dass sich die Aerzte, Versicherungsbeamten und Philantropen, die bei der Schwindsuchtsbekämpfung in erster Reihe standen, ganz besonders hätten damit befassen können, so wandte man sich mit um so grösserem Eifer der Heilstätten-Fürsorge zu.

Die energische Agitation hierfür durch Wort und Schrift hatte denn auch den Erfolg, dass in wenigen Jahren über 40 Millionen Mark für diesen Zweck aufgewendet worden sind.

Diese gewaltigen Mittel in Bewegung zu setzen, gelang natürlich nur, indem man der festen Hoffnung Ausdruck gab,

durch einen mehrmonatlichen Aufenthalt in diesen Heilstätten die geeigneten Patienten heilen oder wenigstens für viele Jahre arbeitsfähig erhalten und so die Schwindsucht allmählich ausrotten zu können.

Haben sich nun diese oft ausgesprochenen Hoffnungen verwirklicht?

Diese Frage zu beantworten ist schon jetzt möglich, nachdem genügend statistische Veröffentlichungen über die Erfolge der Heilstättenbehandlung vorliegen. Die Berichte über Entlassungserfolge übergehe ich ganz, weil sie für unsern Zweck, den wirklichen Wert der Heilstättenbehandlung festzustellen, ohne Belang sind. Dass die meisten Patienten, die die ungünstigen Verhältnisse ihres bisherigen Aufenthaltes mit den günstigen der Heilstätten vertauschen, sich bessern und an Gewicht zunehmen, versteht sich fast von selbst; entlassen doch sogar die Krankenhäuser, die mit einem so sehr viel schlechteren Krankenmaterial zu rechnen haben, die Mehrzahl der Patienten als gebessert und mit Gewichtszunahme. Auch die Angaben über die Wiedererlangung der Arbeitsfähigkeit, die wir bei meist über 90 pCt. in positivem Sinne verzeichnet finden, sind ohne beweisenden Wert; denn Arbeitsfähigkeit ist nicht, wie aus den Berichten hervorzugehen scheint, ein objektiver, sondern gerade bei den Lungenkranken ein durchaus subjektiver Begriff, d. h. der Arzt ist, abgesehen von den Fällen mit Fieber oder grossen Zerstörungen in der Lunge, fast ganz auf die Angaben des Patienten angewiesen, und die meisten von diesen werden nach einer dreimonatlichen Ruhekur gern wieder zu ihrer Arbeit zurückkehren, die ja auch zum Unterhalte ihrer Familie oft dringend erforderlich ist. Von wirklichem Wert ist allein, wie das ja auch immer mehr anerkannt wird, eine Statistik der Dauererfolge.

In den Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamtes aus dem Jahre 1901 ist eine Untersuchung von Engelmann erschienen, die mit genügend grossen Zahlen rechnet, um Beweiskraft zu besitzen. Engelmann berichtet

im ganzen über 6273 Patienten, die in einunddreissig verschiedenen Heilstätten Deutschlands behandelt worden sind. Im ersten Stadium der Krankheit befanden sich 2200 Patienten, also mehr als ein Drittel, im zweiten Stadium 2350, im dritten 1436.

Es würde hier zu weit führen, wollte ich, wie ich das in der medizinischen Gesellschaft getan habe, die einzelnen lehrreichen Zahlen der Engelmanschen Statistik anführen. Ich beschränke mich hier auf die Angabe, dass von 2147 Patienten, die aus den Heilstätten entlassen und auf ihre Erwerbstätigkeit nachuntersucht sind, nach $1\frac{1}{2}$ Jahren $\frac{1}{4}$, nach 3 Jahren beträchtlich mehr als die Hälfte gestorben, und nach $3\frac{1}{2}$ bis 4 Jahren $\frac{1}{5}$ gestorben oder gänzlich erwerbsunfähig geworden sind.

Die Beweiskraft dieser in Bezug auf Dauer-Resultate zweifellos sehr ungünstigen Ergebnisse wird nun durch den Hinweis zu entkräften gesucht, den Heilstätten würden zuviel schwerkranke Patienten überwiesen; Leute, deren Leiden zu weit vorgeschritten sei, als dass man auf Andauern der Besserung rechnen könnte. Man fordert daher mit Nachdruck, dass nur Patienten im Anfangsstadium ihrer Krankheit in die Heilstätten geschickt würden und glaubt mit Sicherheit, diese für viele Jahre gesund und arbeitsfähig erhalten zu können. Doch auch dem widerspricht die Statistik. Von 424 Patienten, die bei ihrer Aufnahme sich im ersten Stadium befanden, waren 3 bis 6 Monate nach ihrer Entlassung noch 94,7 pCt., nach 2 bis $2\frac{1}{2}$ Jahren noch 80,3 pCt., nach 3 bis $3\frac{1}{2}$ Jahren 66,7 pCt., nach $3\frac{1}{2}$ bis 4 Jahren 44,4 pCt. arbeitsfähig. Bei geeigneter Auswahl des den Lungenheilstätten überwiesenen Krankenmaterials können also die Behandlungsergebnisse, auch in Bezug auf ihre Nachhaltigkeit, als zufriedenstellend angesehen werden, sagt Engelmann. Ich meine, dass man so genügsam nicht sein darf, wenn man daran geht, die Schwindsucht wirksam zu bekämpfen. Dass von den Patienten des ersten Stadiums, also im Beginn ihres Leidens, nach $3\frac{1}{2}$ bis 4 Jahren 56 pCt. tot oder erwerbsunfähig und nur

44 pCt. erwerbstätig sind, scheint mir ein recht ungenügendes Resultat der doch sehr kostspieligen Heilstättenbehandlung zu sein. Der Wert des Prozentsatzes der Erwerbstätigen wird auch noch dadurch nicht unerheblich gemindert, dass sich unter den Patienten des ersten Stadiums, was auch Engelmann hervorhebt, sicherlich eine ganze Anzahl von Nichttuberkulösen befunden hat, die nur vorsichtshalber in Behandlung gegeben wurden.

Die sonst noch veröffentlichten Statistiken, von denen die Reichesche etwas günstigere Resultate, die des Reichsversicherungsamtes und die von Thomas noch ungünstigere aufweist, übergehe ich, um nicht zu breit zu werden. Alle Statistiken ergeben gleichmässig die durchaus ungenügende Dauer der erzielten Heilerfolge, ein Resultat, das nicht erwartet kommt; denn dass die nach einem dreimonatlichen Aufenthalt in den Heilstätten erzielten Erfolge leicht gefährdet sind, wenn die Kranken unmittelbar nach der Kur wieder in ihre alten Verhältnisse, zu anstrengender Arbeit, ungenügender Ernährung und schlechten Wohnräumen zurückkehren, wenn also die Faktoren wieder in Wirksamkeit treten, die den Ausbruch der Krankheit so wesentlich unterstützt haben, das ist nach unserer Kenntnis von dem Verlauf und der Prognose der Phthise durchaus wahrscheinlich. Es unterliegt gewiss keinem Zweifel, dass die Heilstättenbewegung sehr segensreich gewirkt hat schon dadurch, dass sie zum erstenmal das Volksgewissen zum Kampf gegen die Tuberkulose aufgerüttelt hat. Aber die angeführten Resultate zeigen doch, wie sehr v. Leyden, Fränkel, Pannwitz und andere, die als Leiter der Bewegung am besten orientiert sind, Recht haben, indem sie immer wieder davor warnen, sich mit den erzielten Erfolgen zu begnügen und mit Nachdruck eine weitere Ausgestaltung der Tuberkulösen-Fürsorge fordern.

Diesem so berechtigten Verlangen in etwas zu genügen, dazu sollen die Vorschläge dienen, die ich jetzt Ihrer Kritik unterbreiten möchte.

Vorerst halte ich es für dringend erforderlich, dass das Klima bei der Behandlung der Tuberkulose wieder mehr zu seinem Rechte kommt, als es in letzter Zeit geschehen ist.

Mit der Einschätzung des Klimas in der Therapie der Phthise ist es eigentümlich ergangen. Schlägt man unsere gebräuchlichen Lehr- und Handbücher auf, so findet man überall den Aufenthalt an klimatisch günstig gelegenen Orten als den wirksamsten Faktor bei der Behandlung der Schwindsucht angegeben, eine Anschauung, der auch die grosse Mehrzahl der Aerzte zuneigte, und der Orte wie Davos, Arosa und die Plätze an der Riviera ihr mächtiges Aufblühen verdanken. Mit dem Einsetzen der Volksheilstättenbewegung aber änderte sich diese Anschauung durchaus und oft und eindringlich wurde von den berufensten Vertretern unseres Standes verkündet, es wäre nicht nötig, unsere Lungenkranken in die weite Ferne zu schicken, man könnte hier in Deutschland, selbst in der Nähe grosser Städte, in geeigneten Anstalten dieselben Erfolge erzielen, wie sie die gepriesenen Kurorte zu verzeichnen hätten. Ob man nun aber einen spezifischen Einfluss irgend eines Klimas annimmt oder nicht, dass manche, besonders begünstigte Orte mehr Gewähr für Heilung oder Besserung der Tuberkulose bieten, scheint mir ausser allem Zweifel zu sein. Wenn man in der Therapie der Schwindsucht möglichst ausgiebigen Genuss von Sonnenschein und reiner, staubfreier Luft, möglichst Vermeidung kalten Windes und Nebels, fordert, so müssen Orte wie Davos und St. Moritz und auch geeignete Plätze des Südens unbedingt den Vorzug vor Orten unseres Klimas verdienen, die nun einmal nicht so von der Natur begünstigt sind. Der merkwürdigen Unterschätzung des Klimas trat auch die Société thérapeutique der Pariser Académie des Sciences entgegen, indem sie folgende Resolution fasste: 1. Die beste Behandlungsart der Lungen-Tuberkulose ist die in Sanatorien. 2. Der beste Platz für diese ist dort, wo sich die Vorteile des Klimas mit den hygienischen und diätetischen einer

Anstalt vereinen; die Versammlung protestiert gegen die Behauptung mancher Aerzte, dass das Klima ganz unwichtig für die Behandlung der Tuberkulose sei.

Und Erb sprach sich erst vor kurzem in einem Aufsatz folgendermassen aus: „Ich kann nicht unterlassen, zu sagen, dass ich es nicht recht verstehe, wenn man neuerlich an manchen Stellen zu glauben scheint und ausspricht, dass es bei der Schwindsuchtsbehandlung viel weniger auf das Klima als auf die hygienisch-diätetischen Verhältnisse ankomme. Es scheint mir zweifellos, dass es gerade zur Erzielung energischer klimatischer Wirkung eines Klimawechsels bedarf. Warum sollen wir den Lungenkranken, die es doch ganz besonders nötig haben, diesen Vorteil vorenthalten und sie in ihrer eigenen Heimat, in dem längst gewohnten Klima lassen und behandeln?“

Wenn ich es daher für durchaus erforderlich halte, den unleugbar günstigen Einfluss mancher Klimate und des Klimawechsels an sich für die Therapie der Tuberkulose auszunutzen, so bin ich doch davon fest überzeugt, dass ein nach wenigen Monaten begrenzter Aufenthalt, selbst in dem günstigsten Klima der Welt, nicht genügt, lungenkranke Arbeiter dauernd gesund zu erhalten, wenn dieser Kur nicht das folgt, was ich für das allernotwendigste erachte, eine Kolonisierung dieser Patienten als Ackerbauer und Landwirte in einem Klima, das für den dauernden Aufenthalt von Phthisikern geeignet ist. Ich komme damit zu dem Vorschlage, um dessen willen ich hier das Wort erbeten und für dessen Durchführung ich Ihre tatkräftige Mithilfe erlangen möchte. Die grossen Vorteile, die eine solche Kolonisierung mit sich bringen würde, sind ja in die Augen springend. Nicht nur, dass man es mit grosser Wahrscheinlichkeit den Kranken ermöglichen würde, auf Jahrzehnte hinaus sich in Gesundheit oder relativem Wohlbefinden ihren Lebensunterhalt zu erwerben und der überaus erbärmlichen Situation des arbeitsunfähigen Proletariers zu entgehen, man würde auch damit die Kranken aus dem Zusammenleben mit Ge-

sunden in den engen Wohnungs-, Fabriks- und Arbeitsräumen entfernen und so durch Verminderung der Ansteckungsmöglichkeit der Verbreitung der Krankheit entgegenzutreten. Die Kolonisierung scheint mir auch die einzige Form der von B. Fränkel geforderten Isolierung zu sein, die auch für Leichtkranke humaner Weise durchgeführt werden kann. Der Gedanke, Lungenkranke auf dem Lande anzusiedeln, ist schon wiederholt ausgesprochen worden, zuletzt und besonders eindringlich in dem Referat, das Bürgermeister Künzer in dem deutschen Zentral-Komitee für Errichtung von Lungenheilstätten gehalten hat. Der Fehler jedoch, der meines Erachtens dabei gemacht worden ist, ist der, dass man nur eine Kolonisation hier in Deutschland ins Auge gefasst hat. Bei uns aber ist nun einmal die Witterung fast in allen Jahreszeiten zu rau und unbeständig, als dass man sich von einem dauernden Aufenthalt im Freien Günstiges für Lungenkranke versprechen könnte; auch ist der Ernte-Ertrag in unsern Breiten zu gering, als dass die immerhin herabgeminderte Arbeitsfähigkeit der Lungenkranken zum Unterhalt ausreichte. Von diesen Erwägungen ausgehend kam es mir darauf an, ein Land zu finden, das in Bezug auf Klima und Ertragsfähigkeit den Anforderungen entspricht, die man für eine Kolonisierung von Lungenkranken unbedingt erheben muss.

Als ich mir zu diesem Zweck bei hervorragenden Geographen Informationen einholte, wurde meine Aufmerksamkeit durch eine Anregung des Herrn Prof. Fischer, Ordinarius der Geographie in Marburg, auf Deutsch-Südwestafrika gelenkt, das mir im vollsten Masse allen zu stellenden Anforderungen zu genügen scheint. Der Aufgabe, das Klima Deutsch-Südwestafrikas und seine gerade für Lungenkranke besonders wichtigen Eigenschaften zu schildern, wie ich das in der medizinischen Gesellschaft getan habe, bin ich hier überhoben, weil Herr Oberstabsarzt Dr. Lübbert die Freundlichkeit haben wird, meine Ausführungen nach dieser Richtung hin zu ergänzen. Es unter-

liegt nach der Ansicht einer ganzen Reihe von Sachverständigen, insbesondere der Herren Dr. Sander und Dr. Lübbert, keinem Zweifel, dass Deutsch-Südwestafrika ein für Lungenkranke ganz ausgezeichnetes Klima besitzt, und ich unterbreite Ihnen daher den Vorschlag, leicht lungenkranke, noch voll arbeitsfähige Arbeiter in dieser unserer Kolonie anzusiedeln.

Meine Herren! Ich verkenne nicht, dass es gewichtige Bedenken gibt, die man der Durchführbarkeit eines solchen Projektes entgegenhalten könnte. Werden unsere deutschen Arbeiter gewillt sein, Heimat und Beruf zu verlassen, um in einem fremden Lande ungewohnte Arbeit zu tun? Ich glaube nicht, dass dieses oft geäußerte Bedenken sehr schwerwiegend ist; ich halte unsere Arbeiter für zu intelligent, als dass sie nicht das, was sich Wohlhabende mit den grössten Opfern erkaufen müssen, nämlich den jahrelangen Aufenthalt in einem günstigen Klima, gern annehmen sollten, zumal, wenn ihnen von vertrauenswürdiger Seite dazu geraten wird. Warum sollten sie auch nicht dem Beispiele von vielen Tausenden von Auswanderern folgen, die doch nur aus materieller Not ihr Vaterland verlassen, sie, die hier nichts zu verlieren und dort alles, Gesundheit und Existenzmöglichkeit, zu gewinnen haben? Ja, ein durchaus sachverständiger Kritiker meines Vorschlages glaubt den allzugrossen Zustrom derer, die meinen Plan mit Freuden begrüßen werden, eindämmen zu müssen, indem er in der heutigen Morgenausgabe der „Vossischen Zeitung“ sagt: „Der Kolonialgedanke hat an sich etwas Bestrickendes. Kommt noch hinzu, dass der Aufenthalt in der Kolonie einem Kranken Heilung bringen soll, so wächst für ihn der Reiz zur Auswanderung ins Riesenhafte.“

Viel gewichtiger scheint mir ein zweites Bedenken zu sein, wie es denn mit der wirtschaftlichen und finanziellen Seite des vorgelegten Planes steht, woher insbesondere die bedeutenden Geldmittel genommen werden sollen, die zur Durchführung eines solchen Kolonisationsplanes erforderlich sind. Ich brauche auch darauf jetzt nicht näher einzugehen,

da Herr Rechtsanwalt Dr. Rhode, der ebenso wie Herr Dr. Lübbert zu meiner Freude voll für meinen Plan eintritt, Genaueres darüber ausführen wird.

Ich will hier nur betonen, was ja in einer reichhaltigen Literatur schon niedergelegt ist, dass die Möglichkeit der Bodenkultur auf weiten Gebieten unserer Kolonie und die Gewinnung von Getreide, Wein und Südfrüchten jeder Art nach sachverständiger Ansicht keinem Zweifel unterliegt und dass eine angemessene Verzinsung der aufgewendeten Summen durchaus zu erwarten steht, vorausgesetzt allerdings, dass nicht einzelne planlos, sondern kapitalkräftige Gesellschaften nach einem vorgezeichneten Plane, insbesondere durch Schaffung von Neuanlagen, kolonisieren. Diesem Urteil haben sich zwei eigens zu diesem Zweck herausgesandte Kommissionen, die aus Technikern und Landwirten bestanden, vollauf angeschlossen. Und was die finanzielle Seite betrifft, so will ich hier nur darauf hinweisen, dass von den Landesversicherungsanstalten im letzten Jahre über fünf Millionen für die Tuberkulose-Bekämpfung und über fünfzig Millionen für andere gemeinnützige Zwecke aufgewendet worden sind, während das von diesen Anstalten aufgesammelte Kapital über 900 Millionen Mark beträgt. Auch nur einen kleinen Teil dieser Summen für koloniale Zwecke aufzuwenden, dafür fehlte bis jetzt, wenn überhaupt schon jemals daran gedacht worden ist, jeder Rechtstitel. Dieser aber ist gegeben, wenn hierdurch eine Gesundung erkrankter Arbeiter und eine Verbesserung unserer heimischen hygienischen Verhältnisse erzielt wird. Und ferner wären durch eine Zentralisierung der Tuberkulose-Behandlung innerhalb der deutschen Krankenkassen grosse Summen für den gedachten Zweck freizumachen. Aus Berechnungen, die ich nach dem Vorgange von Meyer und Friedeberg ausgeführt habe, geht hervor, dass zum mindesten der vierte bis fünfte Teil aller Krankenkassenausgaben, die sich im Jahre 1900 auf 176 Millionen beliefen, für die Behandlung der Phthisiker aufgewendet wird. Mit diesen 35 bis 40 Millionen jährlichen Aufwendungen könnte in ganz anderer Weise als bisher für

die Erkrankten gesorgt werden, wenn durch eine Zusammenfassung dieser Mittel eine planvolle Verwendung derselben ermöglicht wird, statt dass nach dem bisherigen System der Einzelbehandlung grosse Summen nutzlos geopfert werden.

Ich richte nochmals die ergebene Bitte an Sie, meine Herren, diesen vorgelegten Plan auf seinen Wert zu prüfen und ihm event. zur Durchführung zu verhelfen; ich wenigstens habe die feste Ueberzeugung, dass seine Verwirklichung eine wertvolle Ergänzung der hiesigen Heilstätten bedeuten und aus ihr Segen erwachsen kann, sowohl für Tausende deutscher Arbeiter, wie auch für unsere Kolonie, wahrlich zwei Ziele, des Schweisses der Besten wert.

Coreferent Oberstabsarzt Dr. A. Lübbert: Wie uns die geographische Pathologie zeigt, bestehen grosse Verschiedenheiten in der Schwindsuchtssterblichkeit der verschiedenen Länder, ja selbst an verschiedenen Orten desselben Landes.

Diese Feststellungen sind deshalb von ganz besonderer Wichtigkeit, weil man aus diesen Verschiedenheiten die Einflüsse erkennen kann, durch welche die Krankheit vermehrt oder vermindert wird, um hiermit Gesichtspunkte für eine Einschränkung der Seuche oder gar den Heilplan zu finden.

Auf den nordwestlichen Inseln Europas, Island, den Faröer- und den Shetland-Inseln, ist die Schwindsucht eine Seltenheit; verhältnismässig selten ist sie in Holland, Dänemark und den nordöstlichen Teilen Deutschlands; Türkei und Rumänien sind stark heimgesucht, während die günstigsten Verhältnisse des europäischen Kontinents die Schweiz aufweist. Die in diesem Lande über Schwindsuchtssterblichkeit gemachten Erhebungen haben übrigens auch insofern ein höchwichtiges Resultat gezeitigt, als sie mit Sicherheit konstatieren, dass mit zunehmender Elevation über dem Meeresspiegel eine Abnahme der Häufigkeit der Lungenschwindsucht stattfindet.

Diese Abnahme der Lungenschwindsucht vollzieht sich mit zunehmender Höhe, aber weder konstant, noch in regelmässiger Proportion. Die hierbei zu tage tretenden Unregelmässigkeiten und Schwankungen werden hauptsächlich durch die soziale Stellung bedingt, indem die industriellen Bevölkerungsgruppen starke Unregelmässigkeiten, die gemischten im ganzen die regelmässigste Abnahme zeigen, während die

agrikolen Gruppen schon bei verhältnismässig geringer Höhe ihre unteren Werte erreichen.*)

Ausser in der Schweiz hat sich an vielen anderen Punkten der Erde gezeigt, wie höher gelegene Gegenden günstiger zu beurteilen sind als die Niederungen. In Zentral-Amerika sind die Küsten von Mexiko, Yukatan und die Mosquito-Küste von rasch verlaufenden Formen der Schwindsucht heimgesucht, ebenso die Antillen. Im Gegensatz hierzu sind die Hochtäler der Anden von Peru und die Hochebenen von Mexiko, Bolivia und Venezuela mehr oder weniger frei von Schwindsucht. In den hochgelegenen, volkreichen Städten Puebla, Quito, Bogota, Kochabamba und Potosi, wird nach dem übereinstimmenden Urteil aller Beobachter bei den Eingewanderten die Schwindsucht sehr selten, unter den Eingeborenen gar nicht angetroffen. Die mit sehr bedeutenden Elevationen verbundenen Einflüsse sind also so mächtig, dass selbst die aus den ungünstigen hygienischen und gesellschaftlichen Verhältnissen hervorgehenden Schädlichkeiten in Bezug auf die Schwindsuchtsgenesis überwunden werden. Die medizinische Geographie bringt also die untrüglichen Beweise für die Abnahme der Lungenschwindsucht bei zunehmender Höhe, sie beweist aber auch, dass es hochgelegene Orte gibt, an denen die Schwindsucht unter den Eingeborenen überhaupt nicht vorkommt, also nicht zu den endemischen Krankheiten gehört. Diese Orte sind relativ immun, weil sie eine Reihe Faktoren vereinigen, welche dem Gedeihen des Tuberkelbazillus zuwider sind. Diese Immunität ist aber nicht bloss von der Höhe, sondern auch von der geographischen Lage des Ortes abhängig, so zwar, dass im allgemeinen die Höhe um so grösser sein muss, je näher der Ort dem Aequator liegt. Brehmer gibt die unterste Grenze für das mittlere Deutschland auf mindestens 500 Meter an, für die Schweiz beträgt die Grenze 1500 bis 1700 Meter, für den Aequator

*) Dr. Herrmann Brehmers Aetiologie und Therapie der chronischen Lungenschwindsucht von Dr. R. J. Petri 1902, S. 209.

3000 bis 4000 Meter. Dieses Faktum, dass die Immunität bei verschiedenen Höhen beginnt, beweist, dass der Barometerstand allein nicht die Ursache dafür ist, es ist dies aber auch gar nicht zu erwarten. Jedenfalls aber kommt diese klimatische Immunität ohne eine bestimmte Höhenlage nicht vor.

Eine Andeutung, welche Verhältnisse neben der Höhe für die Immunität in Betracht genommen werden müssen, hat Gauster gegeben, wenn er sagt: Immunität ist in den österreichischen Alpen nur in solchen Gegenden vorhanden, wo in einer Höhe von mehr als 730 Metern der Boden von Urgestein und krystallinischen Schieferformationen gebildet wird und der Ozongehalt ein gleichmässiger ist.

Auch Görbersdorf liegt auf Porphyr, der zwar, wie schon Alex. v. Humboldt hervorgehoben hat, eine geringe Ertragsfähigkeit des Bodens, aber für dessen Bewohner eine geringe Sterblichkeit bedingt.*)

Der bekannte Phthisiotherapeut Sir Hermann Weber**) aber antwortet auf die Frage nach den Ursachen der relativen Immunität der Höhenregionen: dass eine Reihe von Punkten den Höhengenden gemeinsam seien, so z. B. geringere Bodenfeuchtigkeit und leichter Abfluss des Bodenwassers, geringere absolute Luftfeuchtigkeit, stärkere Besonnung, vermehrter Luftaustausch, grösserer Wechsel der Temperatur zu verschiedenen Tages- und Jahreszeiten, kräftigere Entwicklung der Respirations- und Zirkulationsorgane, vermehrter Aufenthalt im Freien und vermehrte körperliche Bewegung, geringere Menschenanhäufung, grössere Reinheit der Luft von organischen und unorganischen Beimischungen, also Staubfreiheit, schliesslich Beschäftigungen, welche weniger geeignet sind, physische und psychische Depression zu erzeugen.

*) Petri a. o. O. S. 216.

**) Dr. Hermann Weber. Ueber den Einfluss der klimatischen, Boden- und gesellschaftlichen Verhältnisse auf das Vorkommen und den Verlauf der Lungen-Tuberkulose. Vortrag, X. intern. med. Kongress, Berlin.

Welche Faktoren aber auch immer die Ursache der relativen Immunität einer Höhenlage sind, diese Immunität bildet das Fundament der Therapie. Medikamente sind ja nur wertvolle Hilfsmittel bei der Schwindsuchtsbehandlung. Gerhardts vernichtender Ausspruch, dass die arzneiliche Behandlung der Tuberkulose ganz bankrott gemacht habe, besteht bis jetzt zu Recht. Das Klima muss den hygienisch-diätetischen Heilplan beherrschen.

Treffend schreibt Hohe:*) „Ob es nun die Reinheit der Gebirgsluft an sich ist, die, relativ frei von Staub und Mikroorganismen, die Heilung kranker und besonders ulcerierender Lungen befördert, oder ob wir es dem verminderten Luftdruck und dem nachweislich hohen Ozongehalt der Gebirgsluft zuschreiben dürfen, dass im Gebirge eine Vermehrung der roten Blutkörperchen und bei längerem Aufenthalt auch eine Erhöhung des Hämoglobingehaltes und damit eine erhöhte Herztätigkeit nachgewiesen werden kann, oder ob es vielleicht die intensivere Lichteinwirkung und die wohltuend kühlere Luft bei gleichzeitig vermehrter Wärme der Sonnenstrahlen ist, welche einen so überaus günstigen und heilenden Einfluss auf den kranken Organismus ausübt, oder endlich, ob wir den Hauptwert auf den geringeren absoluten Feuchtigkeitsgehalt der Gebirgsluft zu legen berechtigt sind — das mag dahingestellt bleiben. —

Gleichviel aber, ob diese oder jene der besprochenen Eigenschaften des Höhenklimas bei der Kräftigung und Heilung des kranken Organismus vorwiegend wirksam ist, oder ob sie alle allzumal die heilsame Wirkung hervorbringen — die Hauptsache ist ja doch die unbestreitbare Tatsache, dass sie es tun.“ —

Freilich, wie zahlreiche Sektionen zeigen, kann die Schwindsucht auch ohne Arzt und ohne Klima heilen. Es

*) Adolf Hohe. Dr. med. K. b. Major a. D. Die Bekämpfung und Heilung der Lungenschwindsucht und Deutschlands geschlossene Heilanstalten für Lungenkranke. München 1897. S. 31.

gibt keinen Ort, an welchem sie heilen muss, aber die grösste Wahrscheinlichkeit einer Heilung knüpft sich ausschliesslich an die immunen Orte, welche alle Heilfaktoren in höchster Wirksamkeit enthalten. So gleichwertig diese immunen Plätze nun auch bezüglich der Erfüllung der Hauptindikation sind, so verschieden ist doch ihr therapeutischer Wert, wenn man die Details der Lage berücksichtigt.

Brehmer*) betont ausdrücklich: „Es ist nicht zu vergessen, dass wir es mit Kranken zu tun haben, die an einem immunen Orte einer bestimmten Schädlichkeit, z. B. dem Winde ausgesetzt sein können, welche an einem anderen immunen Orte fehlt. Deshalb ist die mehr oder weniger windgeschützte Lage bei der Auswahl von Heilstätten für Lungenkranke von eminenter Wichtigkeit. Deshalb ist Schutz gegen den Wind das erste Desiderat einer Heilanstalt im immunen Gebirgstale. Das immune Tal muss also an sich ein enges und vielfach gewundenes sein, damit der Wind sich an den verschiedenen Bergen stösst und nie ein direkter Wind durch das Tal hindurch fegen kann; die Anstalt selbst aber muss noch unter dem direkten Windschutz von Bergen stehen, selbstverständlich daher nicht am Abhange eines Berges liegen. Der Wind ist aber ferner auch von der Konfiguration des Tales an sich abhängig, diese ist also ebenfalls sorgfältig zu beachten.“ Und weiter: „Da die klimatisch-hygienische Schwindsuchtstherapie in einer Luft-Ruhekur besteht, so wird der Ort den Vorzug verdienen, an welchem der Patient sich im Sonnenschein und der freien, dünnen, trockenen und reinen Höhenluft am längsten aufhalten kann, an welchem er womöglich überhaupt gar nicht durch die Witterung zum Aufsuchen der schützenden Häuser gezwungen ist.“

Das hierfür nötige konstant milde Wetter können in unseren Breiten die Höhenkurorte aus rein physikalischen Gründen nicht bieten.

*) Petri a. o. O. S. 226.

Die Temperatur der Luft erfährt mit zunehmender Erhöhung über den Meeresspiegel überall eine Abnahme in arithmetischer Progression derart, dass die Temperatur mit geringen Ausnahmen um etwa $0,6^{\circ}$ pro 100 Meter Steigung sinkt. Mit dem Sinken der Temperatur ändern sich dann auch die andern klimatischen Elemente. Es macht dies die Tatsache erklärlich, dass man an einem ausreichend hohen Gebirge der Tropen auf engsten Räumen die hervorstechendsten Züge aller Zonen des Erdballes durchmessen kann, indem man beim Aufsteigen gewissermassen den Weg vom Aequator zum Pole auf wenige Kilometer zusammengedrängt zurücklegt. In unseren Breiten geht diese progressive Aenderung der klimatischen Verhältnisse von der schon relativ niedrigen Temperatur der Ebene aus und wir erkaufen demnach die wertvolle Verdünnung, Trockenheit und Reinheit der Luft durch Kälte und verhältnismässig strenge Witterung.

Hiermit wird aber die Wirkungsweite unserer Höhenkurorte eingeschränkt. Davos passt vorzugsweise für noch relativ kräftige Patienten, welche nicht zu Bluthusten geneigt und fieberfrei sind, auch nicht an Kehlkopferscheinungen leiden. Für zarte, erethische Konstitutionen passen mehr die südlichen Klimate. Eine ziemlich sichere Garantie für konstant mildes Wetter bieten freilich nur die schon sehr entfernt liegenden Orte Algier, Aegypten, Palermo. Aber auch dort haben die Brustkranken keine Aussicht, dauernd bleiben zu können, weil die hier auftretenden Lokalwinde zeitweilig den Aufenthalt unmöglich machen. An der Riviera und im Rhonetal ist es der kalte Nordostwind, der Mistral, in dem sonst idealen Madeira der aus der Sahara kommende Seste, welche zum Ortswechsel zwingen, und der zu Lungenblutungen führende Chamsin vertreibt die Patienten im Februar, spätestens im März aus dem Wüstenklima Aegyptens.

So haben wir freilich einen Ausweg gefunden, um allen Formen der Tuberkulose gerecht zu werden, aber der Wert der auf diese Weise erzielten Heilungen ist doch ein prob-

lematischer, weil sie unter ganz exceptionellen Bedingungen erfolgt sind. Der Kranke soll aber in dem Klima gesund werden, in dem er später leben soll.

Nur wenige sind ja in der glücklichen Lage, dauernd auch nach erfolgter Heilung an den klimatisch begünstigten Kurorten zu bleiben, das Wohlbefinden schwindet aber erfahrungsgemäss trotz Uebergangsstationen und sonstigen Vorsichtsmassregeln sehr bald, wenn der Patient wiederum den früheren Verhältnissen zugeführt wird, unter denen er krank geworden ist.

Es liegt auf der Hand, was demgegenüber ein Ort bedeuten würde, welcher immun und gleichzeitig so beschaffen ist, dass die Brustkranken ohne Ausnahme das ganze Jahr hindurch die Heilfaktoren des Klimas auf sich wirken lassen können, ein Ort, an welchem die sozialen Verhältnisse derart liegen, dass sie dem Patienten die Gründung einer Existenz ermöglichen.

Nur in einem wärmeren Himmelsstrich ist das gewünschte konstant milde und dabei doch abhärtende Höhenklima zu finden, und nur in einer der Konkurrenz entrückten Weltabgeschiedenheit, in welcher noch nicht der Kampf ums Dasein in seiner ganzen Brutalität tobt, wird auch der wirtschaftlich Schwache, wenig Widerstandsfähige annehmbare Existenzbedingungen finden, in einem Lande, in welchem die Regierung sich noch mit jedem einzelnen Individuum beschäftigen kann.

Der Mensch ist kein Kosmopolit im engsten Sinne wie manche unserer Haustiere und verschiedene Pflanzen. Die Fähigkeit, sich an anderen Gegenden als die ihm von der Natur gegebenen heimatlichen anzupassen, ist für ihn nichts weniger als allgemein. An der Tatsache, dass die wirtschaftlich beste Kolonie gewöhnlich die gesundheitlich schlechteste ist, ist leider wenig zu ändern. Handelt es sich daher um eine, wenn auch nur zeitweilige Verpflanzung von Menschen aus ihrer engeren Heimat, so werden alle die durch die Lage des neuen Wohnortes bedingten Einflüsse

auf die Gesundheit um so sorgfältiger zu analysieren sein, je weniger widerstandsfähig die betreffenden Individuen sind.

Wenn ich in der Einleitung dargetan habe, welche Verhältnisse für die Brustkranken am wünschenswertesten sind, so sind hiermit die Gesichtspunkte gewonnen, welche die Untersuchung Deutsch-Südwestafrikas besonders im Auge behalten muss.

Im Vordergrund des Interesses steht der vertikale Aufbau des Landes, denn nur in bestimmter Höhenlage dürfen wir hoffen, einen schwindsuchtsimmunen Ort zu finden, welcher die Heilfaktoren in günstigster Kombination bietet. Nur in der Höhe steht ferner die gewünschte, reine, trockene und gleichzeitig dünne Luft zur Verfügung, welche als heilkräftig gerühmt wird. Nächst den Elevationsverhältnissen muss die Gesamtheit der meteorologischen Erscheinungen geprüft werden, welche den mittleren Zustand der Atmosphäre ausmachen. Die klimatischen Elemente: Lufttemperatur, Sonnenstrahlung, Feuchtigkeit und Luftbewegung werden zu bewerten sein. Auch auf die Bodenverhältnisse muss Rücksicht genommen werden, nach ihrer physikalischen Beschaffenheit sowohl als auch in ihrer mannigfachen Beziehung zur Tier- und Pflanzenwelt. — Nach dieser Richtung habe ich mich während meines ununterbrochenen fünfjährigen Aufenthaltes in der Kolonie ganz besonders bemüht, unser Gebiet zu charakterisieren.

Beobachtet man die auf einem bestimmten Terrain wildwachsende Flora, so lassen sich schon aus der Mannigfaltigkeit und Art der vorkommenden Pflanzen Schlüsse auf die klimatischen und Bodenverhältnisse ziehen, ganz besonders aber, wenn man die einzelnen Entwicklungsphasen, Blüte und Fruchtreife zeitlich festlegt.

Die Pflanze phototypiert ja geradezu ihr Milieu, das sind die an ihrem Standort zur Wirkung kommenden Witterungsverhältnisse.

Feine Unterschiede werden auf diesem Wege oft besser erkannt als durch lange Zahlenreihen thermometrischer Mittelwerte.

So sehen wir die Kuri-Kams, eine Medizinalpflanze der Eingeborenen, eine kleine Knolle und reichliche Blattentwicklung an hochaufragenden Stengeln entfalten, wenn sie an windstillen, stärkerer Insolation ausgesetzten Plätzen wächst. Findet man sie dagegen mit nur spärlichen Blättchen an verkümmertem Stengel über die Erde hervorragen, so kann man sicher sein, unter der Erde ganze Systeme grosser Knollen zu finden, welche durch feine Ausläufer untereinander zusammenhängen. Der oberflächliche Beobachter glaubt eine ganz andere Pflanze vor sich zu haben. Man überzeugt sich aber, dass es lokale kältere Winde sind, welche die Pflanze zwingen, ihre Wachstumsenergie unterirdisch zu entfalten. So findet man diese Wachstumsart gewöhnlich an Berglehnen, an welchen nächtlich kalter Wind dahinstreicht.

Auch aus der Tierwelt, namentlich bezüglich der Coconbildung von Spinnen, könnte ich eine Reihe von Beobachtungen mitteilen, welche zeigen, wie man mit Hilfe tierphänologischer Beobachtungen zu einer Wetterprognose und Beurteilung klimatischer Verhältnisse kommen kann.

Neben Höhenlage und Klima steht als dritter Punkt die Frage zur Beantwortung, wie sich die endemischen Krankheiten des Schutzgebietes zur Einwanderung stellen.

Die Untersuchungen, welche ich über die Heilmittel und Heilmethoden der Eingeborenen angestellt habe, dürften hier einen Ueberblick über alle die Krankheitsformen geben, welchen die Eingeborenen unterworfen sind. Hierbei wird sich zeigen, ob von dieser Seite etwas zu fürchten ist.

Als vierter und letzter Punkt sind dann noch die bisher an den weissen Kolonisten gemachten Erfahrungen zu würdigen, um zu beurteilen, was sich der vernünftig lebende Mensch an Arbeitsleistung zutrauen darf und inwieweit die beobachteten pathologischen Zustände vermeidbar sind. Am wichtigsten

aber sind schliesslich die Beobachtungen, welche an den eingewanderten Brustkranken bisher gemacht sind.

Es sind dies in grossen Zügen die Gesichtspunkte, von denen aus die Kolonie zu charakterisieren wäre. Vergleicht man dann mit den Resultaten dieser Analyse die im Eingang geschilderten Verhältnisse, unter welchen, nach allen bisherigen Erfahrungen, mit grösster Wahrscheinlichkeit Heilung der Schwindsucht erwartet werden darf, so kann man ein Urteil darüber gewinnen, inwieweit unsere südwestafrikanische Kolonie befähigt ist, sich an jener Heilstätten-Bewegung zu beteiligen, welche unter der Führung der Meister unserer Wissenschaft und der Besten der Nation bereits den Beweis geliefert hat, wie die im Zeichen des Roten Kreuzes stehenden Bestrebungen für unsere deutsche Heimat ein Denkmal höchster Kultur sind.

Eine vierwöchentliche Seereise bringt uns an die Küste unserer südwestafrikanischen Kolonie. Was von dieser Seereise zu halten ist, erhellt, wenn man erfährt, dass ein deutscher Arzt, Dr. Balzer, mehrere Jahre hindurch für den Winter einen Dampfer ausgerüstet hat, um mit Brustkranken in den indischen Gewässern bei Ceylon zu kreuzen. Auch von England werden grosse Segelschiffe zu diesem Zwecke ausgerüstet. Leider scheidet eine ausgedehntere Benutzung dieser schwimmenden Kurorte an dem Geldbeutel der Patienten. Jedenfalls liegt in der Seereise kein Hinderungsgrund für die Ueberführung von Brustkranken nach Südwestafrika.

Was nun die Kolonie selbst betrifft, so kann das ungeheure Land in seiner Gesamtheit für das vorliegende Referat nicht in Frage kommen, nur der zwischen 22 und 23° südlicher Breite gelegene Strich soll bis etwa zum 17.° östlicher Länge besprochen werden. Es ist dies der mittlere Teil unseres Schutzgebietes, welcher in direktester Weise durch die Eisenbahn erschlossen worden ist, jener Teil, von

dem Dove*) eine vortreffliche Darstellung gibt. Diese Schilderung gebe ich auszugsweise wieder: „Von der Küste beginnend, steigt bis über den 17.° östlicher Länge ein ungeheurer Hochlandssockel an, auf dem in bunter Reihenfolge niedrige Wellen und schroffe Gebirge, vereinzelt Kuppen und tiefe Talabstürze aufeinander folgen.“

Dove zerlegt dieses Gebiet in vier Teile; von dem hier die drei ersten interessieren:

- 1) die Namibflächen,
- 2) das Westgebiet bis Otjimbingwe,
- 3) das Gebirgsland des südlichen Damaralandes.

Das Küstengebiet wird von langsam nach dem Inneren ansteigenden Flächen gebildet, welche von einzelnen niedrigen Höhen überragt und cañonartig, schroff und tief durch die Flusstäler durchschnitten werden. Die ärmliche Pflanzenwelt mit den wundersamen Welwitschien charakterisiert diesen Landstrich zunächst der Küste als Wüstensteppe, welche nach Osten bis auf etwa 700 Meter ansteigt. An der Küste beträgt die mittlere Jahrestemperatur etwa 16°, die Jahreschwankung 4° im Mittel. Nur an den wenigen Tagen, an denen der von Dove zuerst als Föhn charakterisierte Ostwind die Küste in einen alles durchdringenden Staub hüllt, steigt die Temperatur auf 25 bis 30°. Sonst sind Sommer und Winter Südwestwinde beständig und der Nebel, welcher während der Mittagzeit schwindet, beherrscht die Witterung.

Der zweite, wohlcharakterisierte, von Dove als Uebergangslandschaft geschilderte Abschnitt erreicht unter 16 $\frac{1}{2}$ ° östlicher Länge an seiner östlichen Begrenzung eine Höhe von 1400 Meter. Es ist das Gebiet von Otjimbingwe.

„In diesem Teil“, so schildert Dove, „ist der allgemeine Anstieg, erkennbar an dem Gefälle der Flüsse, am be-

*) 1. Dr. Karl Dove, Deutsch-Südwestafrika. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise im südlichen Damaralande. Petermanns Mitteilungen, Ergänzungsheft zu 120. 1896.

2. Derselbe, Petermanns Mitteilungen, Band 40, 1894, Seite 60, 100, 172.

deutendsten, 6 Meter auf den Kilometer, und diese mit ihren noch immer tief eingeschnittenen Tälern verleihen im Verein mit zahlreichen einzelnen Kuppen und schroffen Bergketten dem Hochlande den Charakter einer wechselvollen und nicht reizlosen Landschaft. Die Berge wechseln in ihrer relativen Höhe zwischen 100 und 400 Meter, und eine Menge noch niedrigerer Rücken und Kuppen erheben sich namentlich in der Nähe der Flussbetten. Diese liegen oft ziemlich tief unter der mittleren Meereshöhe des Hochlandes, sodass sie nicht nur vegetativ, sondern auch klimatisch sich recht bedeutend von diesen unterscheiden.“

Die Temperaturschwankungen in diesen eingeschnittenen Becken sind bezüglich Tag und Nacht ziemlich bedeutend. Durch das Herabsinken der kalten Luft bei Nacht werden namentlich die engen Flusstäler bis tief in die warme Jahreszeit hinein sehr bedeutend abgekühlt.

Die Vegetation in diesen Flusstälern charakterisiert sich als Uferpark mit herrlicher Pflanzenwelt. Anabäume und andere Akazien mit meterdicken Stämmen, Ebenholzbäume beschatten ein dichtes Unterholz. Die mittlere Temperatur während des Sommers ist hier bereits hoch genug, um in den meisten Jahren Datteln reifen zu lassen. Die Regenmenge beträgt etwa 20 Centimeter. Die Bewölkung ist während der Trockenzeit äusserst gering, die Feuchtigkeit der Luft verschwindend, wodurch auch in den heissen Monaten die Sonnenwärme erträglich wird. Die volle Annehmlichkeit des südwestafrikanischen Höhenklimas geniesst man indessen erst, wenn man in die Landschaften eintritt, welche sich mehr als 1000 Meter über den Meeresspiegel erheben. Die der Küste zunächst liegenden Landschaften kommen überhaupt weniger in Betracht, weil wir sie mit der Eisenbahn durchheilen können.

Das dritte, hier am meisten interessierende Gebiet ist das Gebirgsland des südlichen Damaralandes, zwischen $16\frac{1}{2}$ und $17\frac{1}{2}^{\circ}$ östlicher Länge gelegen, zerfallend in zwei Landschaften:

1) das südliche Zuflussgebiet des oberen Swakop;
 2) das Quellgebiet des Kuiseb, das Khomas-Hochland.
 Dove schreibt hierüber: „Die Haupterhebungen des südlichen Damaralandes tragen trotz ihrer bedeutenden absoluten Höhe weniger den Charakter des Hochgebirges als vielmehr den sehr schroffer Mittelgebirgs-Landschaften und stark gewellter Plateaus. Die relativen Höhen sind, wenn auch nicht im Einzelfalle die bedeutendsten des ganzen Schutzgebietes, so doch sehr gross, und das ganze Land besitzt eine so beträchtliche mittlere Meereshöhe, dass es als der höchste Teil des ganzen Erhebungssystems zwischen dem Kap und dem Kunene angesehen werden muss, wenn man die Gesamtmasse der einzelnen Hochgebiete entscheiden lässt.

Bei Otjikango trifft die von der Küste kommende Strasse auf die nordsüdlich streichende Zone heisser Quellen, welche wir bei Otjikango, Windhoek und im Rehobothergebiet am ausgesprochensten zu Tage brechen sehen. In diesen Gebirgsmassen liegt das südliche Zuflussgebiet des oberen Swakop, das breite Gebirgsthal des Otjisevaflusses, in das beim Orte Otjiseva das Windhoeker Revier einmündet, sodass ein gegabeltes Flusstalsystem entsteht, welches ganz besonders dadurch mannigfach gestaltet wird, dass in die Hauptflusstäler zahllose Seitentäler münden und das Land zwischen den einzelnen Betten durch Bodenwellen der verschiedensten Erhebungen ausgefüllt wird.

Besonders imposant erscheinen die Gebirgsmassen in den Otjisevabergen und unterhalb dieses Ortes in den Bergen von Dawieb, an welchen Punkten sich überraschende Blicke in die wilde Erhabenheit einer südafrikanischen Berglandschaft eröffnen. Noch grossartiger und im vollsten Sinne des Wortes von alpinem Eindruck ist der Abschluss des Otjisevaflussgebietes im Süden. Bis zu 600 Meter über das Tal erheben sich dort hinter den Wellen der Vorhügel die ungeheuren Rücken und scharfen Grate der Awasberge. Hier, gerade südlich von Windhoek, findet sich im Gebirge die einzig tiefere Senke, durch welche die Hauptstrasse des

mittleren Schutzgebietes vom Swakop in das Gebiet des grossen Fischflusses hinüberführt in einer Passhöhe von 1850 Metern.“

Die zweite Landschaft des südlichen Damaralandes ist das Khomashochland, also das Quellgebiet des Kuiseb. Begrenzt im Norden durch die den Swakop begleitenden Gebirgsmassen, im Süden durch die obersten Terrassen des Stromgebietes des grossen Fischflusses, bildet diese Landschaft ein mit zahlreichen breiten Wellen bedecktes Hochland, dessen mittlere Höhe bei der Matschlesmine 1900 bis 2000 Meter, bei dem westlicher gelegenen Heusis 1700 bis 1800 Meter beträgt. Die Täler dieses Gebietes sind meist eng mit schluchtartigen Engen. Die riesigen Grasmengen der welligen Weideflächen werden von grossen Wildrudeln bestanden.

Das in Frage stehende südliche Damaraland bedeckt eine Fläche von etwa 30 000 Quadratkilometern und, wie überhaupt im Schutzgebiet, so steht auch hier die Temperatur weit hinter der Mittelwärme zurück, welche dem Lande seiner Breite nach zukommen würde. Charakteristisch sind mässig warme Sommer und kühle Winter.

Die heissesten Monate sind November und Dezember mit einer Mittelwärme von 22° C., die kühlestn Monate dagegen Mai—Juni mit einer Mittelwärme von 11° C. Das Jahresmittel beträgt etwa 17° C.

Die Unterschiede zwischen Tag- und Nachtwärme sind verhältnismässig gross, aber nicht unvermittelt schroff.

Nachtfroste werden manchmal von Mai bis September beobachtet, jedoch kommen sie weniger im Gebirge als auf den freieren Flächen vor.

Infolge der grossen Trockenheit der Luft empfindet man auch diese niedrigen Temperaturen nicht unangenehm, zumal die Luftbewegung keine grosse ist.

Am trockensten ist die Luft in den der Regenzeit vorhergehenden Monaten. Zur Mittagszeit beobachtet man hier oft nur 10 pCt. relative Feuchtigkeit und weniger. Für die

übrige Zeit möchte ich etwa 25 bis 30 pCt. relative Feuchtigkeit als durchschnittlich bezeichnen. Mit Rücksicht auf die Lufttemperatur bedeutet dies ein sehr grosses Sättigungsdefizit.

Die Bewölkung beträgt im Jahresmittel etwa 3.

Die Regenmenge misst etwa 40 Zentimeter und fällt in Form einer kleinen Regenperiode im Oktober und einer grösseren in den Monaten Januar bis März. Es sind Gewitterregen, welche gewöhnlich gegen 2 Uhr nachmittags einsetzen.

Die Windstärke beträgt im Jahresmittel 1,6, d. h. die Luftbewegung ist eben so gross, dass sie sich dem Gefühl bemerkbar macht und die Blätter der Bäume bewegt. Die Luftströmungen sind südliche während der Trockenzeit, mit dem beginnenden Regen schlagen sie nach Norden um.

Zu dieser Zeit beobachtet man auch auf grösseren Flächen Wirbelwinde, welche in Form mächtiger Tromben dahinjagen. Der an der Küste während einiger Tage im Jahre wehende Föhn kommt nicht in Betracht, ebenso wenig wie andere Lokalwinde, welche ja an ganz bestimmte Oertlichkeiten gebunden sind.

In den hochgelegenen Teilen, namentlich zwischen Heusis und Windhoek und östlich und südlich von letzterem Ort, kommt zu den durch die Höhenlage günstig gestalteten Bedingungen noch der Umstand, dass man schon in den Uebergangszeiten eine stärkere Bewölkung beobachtet. Die Strahlung wird dadurch so vermindert, dass man sich, wie Dove schreibt, zur Zeit des höchsten Sonnenstandes in ein deutsches Klima versetzt fühlen könnte, wäre nicht die Luft in diesen Hochgebieten so unendlich viel erfrischender und kräftiger als in Mitteleuropa.

Die hervorragende Bedeutung dieser südwestafrikanischen Hochgebiete liegt darin, dass sich das Klima als eine Vereinigung von Hochgebirgs- und Steppenklima darstellt.

Die Luft ist so dünn wie auf dem Gipfel der Schneekoppe und dabei von der Mitteltemperatur Roms, sodass

neben allen europäischen Gemüsen Pfirsiche, Melonen, Feigen und Zitronen gedeihen können.

Einer genaueren Erforschung möchte ich das Gebiet empfehlen, welches in dem grossen Dreieck Heusis-Haris-Aukeigas liegt, Orte mit 1600, 1800 und 1700 Meter Höhenlage. Dr. Ludloff sagt von diesem Gebiet: „Da oben weht auch eine stets prächtige, frische Bergluft. Fieber und derlei Krankheiten sind nicht zu befürchten; ich halte die Gegenden für so gesund wie irgend einen Luftkurort in den Schweizer Alpen.“

Die Bevölkerung des südlichen Damaralandes ist eine sehr spärliche. Wie schon der Name sagt, sind die eigentlichen Bergdamaras, Hau-Koin oder Klippkaffern die Bewohner. Irgend eine Seelenzahl zu nennen, ist nicht angängig, da wir von der Zahl der Niederlassungen keine Ahnung haben. Scheu wie das Wild der Bergländer sind diese merkwürdigen Menschen, und da sie in den unzugänglichsten Gebirgen ihr geringes Vieh und sich selbst versteckt halten, so trifft man nur ganz zufällig einmal eine Werft.

Von Wichtigkeit ist, dass dieser Negerstamm, der sich hauptsächlich von Pflanzennahrung, der sogenannten Feldkost, nährt, bei Mittelgrösse einen wohlgebauten Körper besitzt, dessen Widerstandsfähigkeit dadurch vielfach erprobt ist, dass diese Kaffern, soweit sie von Hereros und Namen unterjocht wurden, auch den weissen Kolonisten als Diener gute Dienste leisten.

Da ihre Medizinmänner im grossen und ganzen dieselben Anschauungen von Krankheiten haben wie die der Hereros und Namen, so kann ich die Gesundheitsverhältnisse der Eingeborenen zusammenfassend behandeln. Bei dem Studium dieser Verhältnisse bin ich in der Weise vorgegangen, dass ich die Heilmethoden der Eingeborenen sorgfältig erforscht habe. Aus ihnen kann man einen sehr sicheren Schluss auf die überhaupt vorkommenden Krankheitsformen machen. Ich besitze ein Album Photographien, welches eine vollständige Sammlung der Medizinalpflanzen und sonstiger Heilkörper

enthält. Dieser Arzneischatz umfasst etwa sechzig verschiedene Pflanzen:

Gegen Ohrkrankheiten 3, Mundentzündungen, Zahnschmerz 2, Hautkrankheiten 2, Tripper und Syphilis 6 Mittel. Mittel zur Wundheilung 2, Brechmittel 1, schweisstreibende 6, Abführmittel 3. Gegen Tollwut, welche von den Eingeborenen ganz gut charakterisiert wird, 1, Magenmittel 4, fieberwidrige 2, Hustenmittel 3, Frauenkrankheiten 1.

Zur Fruchtabtreibung, welche sehr beliebt ist, ein Mittel, welches angewandt wird, sobald der übliche Fusstritt vor den Leib versagt, den sich die betreffende von einem Freunde oder Freundin versetzen lässt.

Gegen Schlangenbiss werden zwei Mittel angewandt.

Auch gegen Wundstarrkrampf soll ein Pflanzenstoff helfen. Diese Krankheit scheint verhältnismässig oft vorzukommen und wird sehr genau beschrieben als Folge einer Verletzung mit Dornen.

Schliesslich sind drei Mittel angeführt, „wenn er sterben soll“, wie die Eingeborenen erläutern, d. h. Giftmittel für den Mord.

Ein Mittel gegen die Schwindsucht ist nicht vorhanden, und meine eingehenden Nachforschungen haben ergeben, dass den Eingeborenen das Bild der Tuberkulose vollkommen fremd ist. Ueber die Indikation für die Hustenmittel befragt, beschreiben sie regelmässig: Kehlkopf-, Bronchialkatarrhe und Brustfellentzündungen, welche in relativ kurzer Zeit vorübergehen. Die als Abzehrung beschriebene Krankheit ist Syphilis Kachexie.

Infolge der weitgehenden Fürsorge der Regierung für die Eingeborenen, für welche zur unentgeltlichen Behandlungen Sprechstunden angesetzt sind, habe ich Gelegenheit gehabt, eine sehr grosse Anzahl von Kranken zu sehen, indem durch die geübte Taktik die Eingeborenen mehr und mehr Zutrauen zum Weissen und hiermit auch zur europäischen Heilkunst fassen. Auf diesem Wege wurden meine auf Reisen gemachten Erfahrungen in wertvollster Weise erweitert, und

muss ich zu dem Schluss kommen, dass die Tuberkulose nicht zu den endemischen Krankheiten des Schutzgebietes gehört. Das Land ist relativ immun.

Wir haben hier im südlichen Damaralande in potenziert Form alle die Verhältnisse, welche die Seltenheit der Schwindsucht auf dem östlichen Hochplateau Südafrikas begründen. Dass das Fehlen der endemischen Tuberkulose in unserer Kolonie nicht etwa bloss auf einem bisherigen Mangel an Tuberkelbazillen beruht, das geht daraus hervor, dass in der Umgebung unseres Hochlandes Schwindsucht bei den Eingeborenen gefunden wird. In Angola ist sie nachgewiesen, im Nordosten unserer Kolonie fand sie Holub bei den Maschukulumbes und südlich des Orangeflusses im Kapland wird Schwindsucht ebenfalls beobachtet. Schliesslich kommen schon seit vielen Dezennien tuberkulöse Weisse in unser Land, um von ihren Leiden Heilung zu finden, sodass schon Gelegenheit genug vorhanden ist, dass Tuberkelbazillen in die sonst für Tuberkulose so empfänglichen Neger gelangen. Auch sind die Bantustämme unserer Kolonie aus dem zentralen Afrika zu uns gekommen, wo Tuberkulose endemisch ist. Auch hiermit war Gelegenheit Tuberkelbazillen zu importieren. Es wird dies auch geschehen sein, aber die Tuberkulose ist in unserem Lande unter den eingedrungenen Stämmen nach und nach erloschen.

Solange nicht soziale Missstände durch Industrie und Uebervölkerung eintreten, solange werden die tuberkelbazillenfeindlichen, im Klima begründeten Faktoren das Haften der Tuberkulose verhindern. Vielleicht sind diese Heilpotenzen aber auch so mächtig, dass sie, wie in den volkreichen Städten der Anden und Cordillieren, auch vom grössten sozialen Elend nicht paralytisch werden können.

Vielfach hat man mit den Sanitätsberichten der Schutztruppe zu beweisen versucht, dass das Land doch nicht so gesund sei, wie man allgemein annimmt. Ganz besonders gegen den vorliegenden Programmpunkt kann diese Beweisführung nicht herbeigezogen werden. Wenn auch das

Ovamboland noch keine Stationen erhalten hat, so ist doch unsere Truppe immer schon über ein Gebiet verteilt, welches so gross ist wie ganz Deutschland. Diese ungeheuren Entfernungen muss man berücksichtigen. Die Malaria ist eine Krankheit des Nordens und Ostens und kommt im mittleren Teil fast gar nicht, im Khomashochland sicher nicht endemisch vor. Wollte man also diese Teile meiden, weil in Outjo und Gobabis Malaria vorkommt, so hiesse das dasselbe, als wenn man Brustkranke nicht nach Görbersdorf schickt, weil in Wilhelmshaven Malariafälle vorkommen.

Auch die im Gebiet der Seenebel beobachteten Erkältungskrankheiten können nicht ins Gewicht fallen, da wir diese Gebiete mit Hilfe der Eisenbahn durchheilen können.

Die anaemischen Zustände schliesslich, sowie die unter Erweiterung des Herzens beobachteten nervösen Herzleiden, derenwegen Soldaten der Schutztruppe invalidisiert werden, sollen niemanden vom Aufenthalt im Schutzgebiet abschrecken. Es handelt sich hierbei um Folgezustände überstandener Malaria oder um Ueberanstregungen. Das entbehrungsreiche Trapperleben der Offiziere und Mannschaften braucht aber niemand mitzumachen. Ebenso braucht sich niemand die Farmer zum Muster nehmen, welche durch Alkohol und Plattentabak einen durch Ueberarbeitung in dünner Luft beschleunigten Puls beruhigen wollen. Alle die vielen Infektionskrankheiten, welche die Krankenhäuser in Deutschland füllen, haben wir drüben noch nicht, und wenn, wie die Massnahmen der Regierung beweisen, auch die Malaria bekämpft werden kann, so werde ich mit meiner Ansicht recht behalten, dass der beste Gesundheitszustand in unserer Kolonie eine einfache Geldfrage ist.

Da wir die Lungenschwindsucht im Lande selbst als endemische Krankheit nicht kennen, so können sich auch die an Lungenkranken gemachten therapeutischen Erfahrungen auf keine grosse Statistik stützen. Dove schreibt hierüber: „Unter der weissen Bevölkerung im südlichen Damaralande

kenne ich nur zwei wirklich lungenkranke Männer, welche gerade ihrer Krankheit wegen Südafrika aufgesucht haben und seitdem nur wenig von derselben belästigt worden sind. Im ganzen kann man das Klima des Landes als äusserst günstig für derartige Kranke ansehen.“ In einer Zeit, in welcher die politische Lage eine andere, bessere geworden sein wird, werden sich hoffentlich auch hier Sanatorien von ähnlicher Bedeutung entwickeln wie Beaufort-West, Bloemfontein und andere berühmt gewordene Gesundheitsstationen der alten Kolonien. Während meines fünfjährigen Aufenthaltes habe ich mehrere Fälle wirklicher Heilung von inzipienten Spitzenkatarrhen gesehen; zwei Fälle betrafen Offiziere, deren Wiederherstellung auch vom verstorbenen Oberstabsarzt Kohlstock konstatiert worden ist. Ein wegen Spitzenkatarrh mit Blutung invalidisierter Sanitätsunteroffizier ist seit fünf Jahren Frachtfahrer in unserer Kolonie und ist von seinem Leiden an seiner immerhin harten Arbeit niemals behindert worden. Weitere, schon sehr weit vorgeschrittene Fälle, in welchen aus grossen Lungenhöhlen und den sackförmig erweiterten Luftröhrenästen ein kopiöser Auswurf entleert wurde, besserten sich bald derart, dass der Auswurf fast verschwand.

Diese sekretionsbeschränkende Wirkung des Klimas ist mir ganz besonders aufgefallen. So findet man auch die Tendenz zur Eiterung bei Wunden sehr gering. Diese Beobachtung ist auch von Laien gemacht und erklärt sich mit der Reinheit der Luft, welche verhältnismässig wenig Mikroorganismen enthält. Auch die Artverschiedenheit der Luftbakterien ist keine grosse, indem es sich vorwiegend um Schimmelpilze und wenig Sprosspilze handelt. Ebenso ist der Staub, den der Wind aufwirbeln kann, keim- und artenarm. Die starke Sonnenstrahlung im Verein mit der Lufttrockenheit lässt ja Fäulnisvorgänge nur sehr schwer aufkommen. Der Sonnenstrahl ist eben, wie Esmarch schon nachgewiesen hat, ein nicht zu unterschätzendes Desinfektionsmittel.

Im Jahre meiner Abreise habe ich noch einige Fälle von Lungenschwindsucht bei Eingewanderten gesehen, welche ihres Leidens wegen aus Ostafrika zu uns kamen.

Das bischen Kreosot, das ich diesen Leuten gegeben habe, wird wohl nicht an dem baldigen Verschwinden des Auswurfs Schuld haben, und somit dürfte auch hier das Klima die Patienten in wenigen Wochen so beeinflusst haben, dass sie abeitsfähig wurden.

So bescheiden diese Beobachtungen auch sein mögen, so müssen sie doch sehr in die Wagschale für die Charakteristik der Verhältnisse fallen.

Der vertikale Aufbau des mit Urgestein zu Tage tretenden Landes im Verein mit den klimatischen Elementen gibt alle jene Bedingungen wieder, die wir im Eingang meines Referates als die Verhältnisse bezeichnen konnten, unter denen mit grösster Wahrscheinlichkeit eine Heilung der Lungenschwindsucht erwartet werden darf. Unter den Eingeborenen kommt die Tuberkulose als endemische Krankheit nicht vor, während die in das Land kommenden Brustkranken mit dem Verlauf ihres Zustandes sehr zufrieden sein können. Wir sehen also alle Postulate erfüllt.

Die Zeiten sind andere und bessere gegen früher geworden; mit dem Eisenbahnbau haben sich Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse derart geändert, dass die frühere diesbezügliche Literatur nicht mehr entscheiden kann; die Regierung hat gezeigt, wie durch die Berücksichtigung der Prinzipien der modernen Hygiene gute Lebensbedingungen geschaffen werden können, man solle ihr auch die Mittel an die Hand geben, zum Segen unserer deutschen Heimat eine Absonderlichkeit unserer Kolonie, nämlich ihre klimatischen Verhältnisse, auszunützen. Auf diese Weise könnte das mit so vielem Unrecht verschriene Land zur Erhaltung des Nationalvermögens beitragen, indem es sich an der so grossartig inaugurierten Heilstättenbewegung beteiligt und einem Teil der Brustkranken Heilung und dauernde Beschäftigung gibt. Noch gibt es ja so viele Betriebe, welche unserer

Kolonie zu wirtschaftlicher Bedeutung verhelfen können, Betriebe, in denen gerade die geheilten Lungenkranken mit Vorteil beschäftigt werden können, Seidenraupenzucht u. s. w. Nach meinen Beobachtungen muss die Züchtung der Seidenraupen Aussicht auf Erfolg haben. Aber nicht nur mit der vom Maulbeerbaum lebenden Seidenraupe, sondern auch mit der auf dem *Ricinus communis* lebenden Abart, *Bombyx Cynthia*, möchten Versuche gemacht werden. Die ganze vielseitige und doch nicht anstrengende Beschäftigung der Seidenraupenzucht könnte in der Kolonie eine Hausindustrie begründen, welche für den Markt von Bedeutung werden könnte. Einer Unzahl sonst bedauernswerter Brustkranken aber wäre mit der Möglichkeit lohnbringender Arbeit die Lebensfreude wiedergegeben.

Herr Dr. Rohde: Bei Erörterung der Frage, ob es
angängig ist, Lungenkranke, welche nicht über hinreichende
eigene Mittel verfügen, nach Südwestafrika zu überführen,
werden die Bedenken im wesentlichen in drei Richtungen
geltend gemacht. Es wird bezweifelt, ob sich unter den
arbeitenden Klassen Deutschlands überhaupt Leute finden
werden, die geneigt sind, unter Losreissung von ihren bisher
gewohnten Verhältnissen nach Südwestafrika überzusiedeln;
ob es ferner möglich ist, den Leuten dort eine gesicherte
Existenz für die Dauer in Aussicht zu stellen, und endlich,
ob der ganze Plan finanziell durchführbar ist, ob die Kosten
der Ansiedelung derartiger Arbeiter nicht so ungeheuerlich
hohe sind, dass die Rücksicht auf die selbst im günstigsten
Falle zu Gebote stehenden Mittel ein näheres Eingehen auf
das Projekt von vornherein ausschliesst. Dass die klimatischen
Verhältnisse in dem grösseren Teile Südwestafrikas von
günstigstem Einflusse auf die Heilung der Lungenkrankheiten
ist, darüber herrscht unter den landeskundigen ärztlichen
Kreisen wohl volle Einmütigkeit, ich möchte nach dieser
Richtung hin mich besonders auf das Urteil des um die
wissenschaftliche Erforschung des Schutzgebietes hochver-
dienten Marinestabsarztes Dr. Sander beziehen, mit dem ich
bereits vor mehreren Jahren in der Kolonie selbst einen
derartigen Plan, die Errichtung eines Sanatoriums für besser
sitierte Kranke, erörtert habe.

Die Frage, ob sich Kranke auch freiwillig bereit finden
werden, nach Südwestafrika überzusiedeln, dürfte am wenigsten
Schwierigkeiten machen. Selbstverständlich kann es sich nur
um die Berücksichtigung freiwilliger Meldungen handeln.

Auch der leiseste Anschein, als ob man den Leuten im Interesse einer Besiedelung des Landes zur Reise nach Südwestafrika zureden wolle, muss vermieden werden, ja, es wird sogar den Heilungsbedürftigen eindringlich klar zu machen sein, dass sie, was ihre künftige Lebenshaltung betrifft, ihre Erwartungen nicht hoch spannen, und dass sie nur nach reiflichster Ueberlegung sich zu dem Schritte der Ansässigmachung in Südwestafrika entschliessen sollen. Und trotzdem bin ich überzeugt, dass, selbst wenn die heute vor Ihnen entwickelten Anregungen sich in einem Massstabe verwirklichen sollten, der alle jetzt gehegten Erwartungen übertrifft, es nur möglich sein wird, etwaige Meldungen im kleinsten Umfange zu berücksichtigen. Der Deutsche aller Stände ist ohnehin so sehr von jener alten germanischen Wanderlust erfüllt, dass es ihn immer treibt, in ferne Länder zu schweifen; um wie viel mehr wird da die Neigung vorhanden sein, ein neues Land aufzusuchen, wenn die Aussicht winkt, zugleich auch die Heilung von körperlichen Leiden zu finden.

Die zweite Frage, ob es möglich ist, dem Kranken in Südwestafrika eine Existenz zu verschaffen und zwar eine solche, die ihn in nicht zu ferner Zeit Unterstützungen entbehren lassen kann, steht in engem Zusammenhange mit den Bedenken, die gegen die finanzielle Durchführbarkeit des Planes überhaupt erhoben werden. Man weist darauf hin, dass die Landesversicherungsanstalten gegenwärtig für den Kranken bei einer dreimonatlichen Verpflegung in den Heilstätten etwa 400 Mark aufzuwenden haben. Diese Summe würde bescheiden genug sein, wenn es damit abgetan wäre, wenn der Kranke wirklich geheilt würde und darum in Zukunft auf die öffentliche Fürsorge nicht mehr angewiesen zu sein brauchte. Gerade das aber schränkt ja die Wirkungen der Heilstättenbehandlung bei aller Anerkennung der von ihr erreichten Erfolge doch in vielen Fällen so wesentlich ein, dass der Kranke nach seiner Entlassung aus der Heilstätte, sobald er in seine früheren gewerblichen und häuslichen Verhältnisse zurückgekehrt ist, wieder von seinem alten Leiden

heimgesucht, in seiner Erwerbsfähigkeit beschränkt und dadurch bereits nach kurzer Zeit wieder auf die öffentliche Fürsorge angewiesen wird. Die grosse Schwierigkeit in der Tuberkulosebehandlung in Deutschland liegt zum nicht geringen Teil darin, dass es fast unmöglich ist, den Arbeiter in Deutschland aus seinem bisherigen Berufe in einen neuen, für ihn gesundheitlich günstigeren Beruf zu überführen. Es sind das nicht nur technische Schwierigkeiten, die dem Arbeiter das Weiterkommen in einer anderen Erwerbsart erschweren; er hat auch mit der sehr stark entwickelten Exklusivität seiner Arbeitsgenossen zu rechnen, die stets auf ihn als eine Art Eindringling herabsehen und ihn in seinem neuen Berufe nicht aufkommen lassen. Das ist in der Kolonie wesentlich anders. Schon an sich vollzieht sich dort der Uebergang von einem Berufe zu einem andern um vieles leichter, wie namentlich auch viele frühere Angehörige der Schutztruppe, die nach ihrer Entlassung im Lande geblieben sind, einen andern Beruf ergriffen haben. So befanden sich, um nur wenige Beispiele anzuführen, unter den von mir in Südwestafrika beschäftigten Zimmerleuten ein früherer Schäfer, ein Setzer und ein Korbmacher, und der Inhaber eines Brunnenbohrgeschäftes, der sich aus kleineren Verhältnissen zu einer guten Position emporgearbeitet hat, war ein Konditor.

Sodann aber wird es gerade die Aufgabe der Verwaltung der neu zu errichtenden Heilstätte sein, die Leute möglichst bald zu andern Berufen zu überführen und ihnen dadurch eine neue Existenzmöglichkeit zu verschaffen. Hier werden die Leute vor allem an die Eigenart der landwirtschaftlichen Arbeiten in Südwestafrika zu gewöhnen und in dieser neuen Tätigkeit einzulernen sein. Nun wird darauf hingewiesen, dass eine Beschäftigung in der Landwirtschaft sich kaum ermöglichen lassen wird, da die Kosten viel zu beträchtlich seien. Man erinnert daran, dass in der neuerdings ausgegebenen Denkschrift zum Etat für das südwestafrikanische Schutzgebiet die Kosten für die Ansässigmachung einer Familie auf 16 000 Mark geschätzt seien. Gewiss wird diese

Summe nicht als zu hoch angesehen werden können, wenn es sich um die Begründung einer Farm, d. h. nach südwestafrikanischen Begriffen, eines Viehzuchtunternehmens handelt. Aber diese Art des Betriebes wird kaum in Frage kommen, die Leute werden vielmehr auf gärtnerische Betriebsarten hinzuweisen sein, und hier bieten allerdings der Gemüsebau, der Weinbau und ausser der von meinem Herrn Vorredner erwähnten Seidenraupenzucht auch der Tabaksbau die Aussichten, unter denen die neuen Ansiedler ohne Aufwendung grösserer Mittel bald zur Selbständigkeit gelangen können. Ohne Arbeit lässt sich allerdings da nichts erreichen, aber die Arbeit ist, und damit möchte ich einem in einem Artikel der „Vossischen Zeitung“ heute geltend gemachten Bedenken entgegentreten, nach europäischen Begriffen keine harte. Denn alle gröbere landwirtschaftliche Arbeit wird in Südwestafrika von den Eingeborenen verrichtet, sodass dem Heilungsbedürftigen nichts zugemutet zu werden braucht, was physisch über seine Kräfte geht.

Die Heilstätte in Südwestafrika hat, vom finanziellen Standpunkt aus betrachtet, zunächst den grossen Vorzug, dass besonders umfangreiche Bauten, wie sie hier wegen unseres Klimas erforderlich sind, nicht nötig erscheinen. Man kann sich dort mit ganz einfachen Wohnungsverhältnissen behelfen, um so mehr, als gerade der dauernde Aufenthalt im Freien für die Heilstätteninsassen erwünscht ist. In Beelitz haben die Einrichtungskosten auf das Bett berechnet 15000 Mark betragen, in Südwestafrika wird man, weil man sich mit primitiveren Wohnungsverhältnissen begnügen und das Material grossenteils an Ort und Stelle vorfinden kann, für das Bett sicherlich nicht mehr als 1500 Mark aufzuwenden haben. In den hiesigen Lungenheilstätten ist es naturgemäss ausgeschlossen, die Kranken in nennenswerter Weise nutzbringend zu beschäftigen, in Südwestafrika wird es dagegen gerade der Zweck der Heilstätte sein, die Pfleglinge sofort zur landwirtschaftlichen Tätigkeit heranzuziehen, um sie an den neuen Beruf zu gewöhnen. Durch diesen eigenen Betrieb

aber wird es möglich sein, auch die Kosten der Verpflegung niedrig zu halten, da gerade das, was für die Ernährung der Bewohner am notwendigsten erscheint, frische Milch, frisches Fleisch und Gemüse durch den eigenen landwirtschaftlichen Betrieb der Heilstätte gewonnen werden kann. Und weiterhin wird aus dem landwirtschaftlichen Betrieb selbst noch durch den Verkauf der gewonnenen Produkte eine Einnahme erzielt werden können, die zur Herabminderung der Kosten beitragen wird. Unter Berücksichtigung dieser Umstände wird auch die Verpflegung der Heilstättenbewohner sich billiger stellen, als in Deutschland, wo teilweise mit Verpflegungssätzen von 4 bis 5 Mark pro Tag gerechnet werden muss. Damit findet sich auch der Ausgleich für die Kosten der Seereise, die übrigens garnicht so beträchtlich erscheinen, wenn man erwägt, dass für den Preis von 250 Mark einen vollen Monat hindurch freie Verpflegung auf dem Schiffe gewährt wird.

Die Aufgabe der Heilstättenverwaltung wird es aber sein, die Pfleglinge möglichst bald zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit zu bringen, um einerseits denselben die Ausichten auf eine gesicherte Existenz in der Zukunft zu eröffnen, andererseits um sich selbst von der Verpflichtung für ihre weitere Fürsorge zu entlasten. Das wird am besten geschehen können, wenn ihnen ein geeignetes Stück Land überwiesen werden kann, das sie selbst unter der Leitung der Heilstättenverwaltung früher in Kultur genommen haben und dessen Erträge ihnen dann etwa gegen eine geringe Pachtzahlung überlassen werden. Diese Selbstständigmachung wird sich besonders in denjenigen Fällen verhältnismässig leicht ermöglichen lassen, wo der Pflegling zugleich ein auch in der Kolonie verwendbares Handwerk versteht und er dieses neben seiner landwirtschaftlichen oder gärtnerischen neuen Haupttätigkeit nebenbei in gewissem Umfange fortsetzen kann. Gerade weil auch die handwerksmässige Beschäftigung wie die des Schuhmachers, Schneiders oder Tischlers sich bei den anderen klimatischen Verhältnissen nicht in engen Werk-

stätten, sondern mehr in frischer Luft vollzieht, wird eine besondere Gefahr für den früheren Heilstätteninsassen damit kaum verbunden sein und namentlich deshalb nicht, weil, was immer erstrebt werden muss, die landwirtschaftliche Beschäftigung damit dauernd Hand in Hand gehen soll.

Nun weist man auf die Familienangehörigen der Lungenkranken hin, die Rücksicht auf diese verbiete es in vielen Fällen, den Kranken auf so weite Entfernung hin zu verschicken. Das mag sehr häufig zutreffen, aber, was stets zu betonen ist, die Zahl der Lungenkranken ist eine so grosse, dass immer eine Auswahl getroffen werden muss, und gerade die Rücksicht auf die Familienverhältnisse wird sehr oft Anlass geben, den Kranken nicht nach Südwestafrika zu überführen. In zahllosen anderen Fällen dagegen wird man diese Rücksichten nicht zu nehmen brauchen, weil die Familienverhältnisse des Kranken eben günstige sind. Und sodann ist zu erwägen, dass auch hier der Kranke sehr oft, wenn nicht in den meisten Fällen, für seine Familie als Ernährer nur noch in beschränktem Umfange in Betracht kommt. Bei der Ansässigmachung in Südwestafrika bietet sich ihm ferner die Aussicht, dass er nach einer gewissen Zeit seine Familie nachkommen lassen kann und diese Aussicht wird für viele bessere Elemente ein ganz besonderer Ansporn sein, an der Schaffung einer eigenen Existenz selbst nach Kräften mitzuarbeiten.

Des weiteren wird geltend gemacht, dass die Landesversicherungs-Anstalten sich nicht für berechtigt halten werden, ihre Mittel für die Ueberführung der Kranken nach Südwestafrika bereit zu stellen. Das mag für die gegenwärtigen Verhältnisse von vornherein zugegeben werden, die Versicherungsanstalten werden das Unternehmen als viel zu wenig geklärt betrachten, als dass sie sich vorläufig daran beteiligen könnten. Deshalb wird es aber die Aufgabe des ferneren Vorgehens sein, den Beweis zu erbringen, dass das, was heute dargelegt worden ist, auch in der Praxis erreicht werden kann, dass die Hoffnungen, welche hier ausgesprochen

sind, sich auch verwirklichen lassen. Das ist nur möglich, wenn zunächst ein Versuch gemacht wird, wenn ebenso wie es bei den hiesigen Lungenheilstätten der Fall gewesen ist, zunächst die private Fürsorge an die Arbeit geht, um die Durchführbarkeit des Planes zu erweisen. Es wird das am besten in der Weise geschehen, dass sich eine Vereinigung bildet, welche die Mittel zusammenbringt, um an einer Stelle die Einrichtungen zu treffen, die für die Aufnahme und Versorgung der Kranken notwendig sind. Können dann später Erfolge nachgewiesen werden, kann es vor allem auch zahlenmässig belegt werden, dass die Kosten der Heilstättenbehandlung in Südwestafrika nicht höher, sondern eher geringer sind als in Deutschland, dann werden auch die Schwierigkeiten nicht unüberwindbar sein, welche sich jetzt einer Beteiligung der Landesversicherungs-Anstalten entgegenzustellen scheinen. Mit 100 000 Mark werden sich die Kosten der Einrichtung und die Zuschüsse zum Betriebe einer Heilstätte in Südwestafrika für 40 Kranke auf die Dauer von etwa zwei Jahren bestreiten lassen. Das ist eine Summe, deren Aufbringung nicht sonderlich schwierig sein wird, sobald die Ueberzeugung, dass ein gutes Werk hier getan werden kann, auch in weiteren Kreisen sich Geltung verschafft hat.

Die Geschichte des Deutschen Reiches in den zwei letzten Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts hat zwei grosse kulturelle Taten zu verzeichnen, den Beginn der praktischen deutschen Kolonialpolitik und den Ausbau der öffentlichen Fürsorge für die Kranken und wirtschaftlich Schwachen durch die soziale Gesetzgebung. Mit dem Ihnen heute vorgetragenen Plane wird zum ersten Male es unternommen, diese beiden Bewegungen einander zu nähern und sie einander dienstbar zu machen. Möge diesem Versuche der Erfolg nicht versagt bleiben.

Hierauf eröffnete der Vorsitzende die Diskussion.

Diskussion.

Herr Geh. Medizinalrat Prof Dr. v. Leyden: Ich bin dem ehrenvollen Wunsche des Herrn Vorsitzenden gern gefolgt, an dieser Stelle das Wort über die vorgetragene Angelegenheit zu nehmen. Ich darf wohl voraussetzen, dass von mir eine Betrachtung vom ärztlichen Standpunkt aus erwartet wird. Ich möchte nun sogleich vorausschicken, dass ich für das Unternehmen, welches hier angeregt ist, volle Sympathie habe. — Wenn man vielleicht zum ersten Male von einem Plane hört, tuberkulöse Kranke aus Deutschland nach Südwestafrika zu schicken, so wird man mit Recht im Augenblicke etwas frappiert sein; indessen, schon vor einigen Jahren haben wir von ähnlichen Plänen und Vorschlägen sprechen gehört; so schlug man vor, diese Kranken nach Cyprien zu schicken; wir wissen auch, dass die Engländer in ihren Kolonien Sanatorien anlegten, die sich guten Zuspruches erfreuten; sie haben ein hochberühmtes Sanatorium für Lungenkranke im Hochgebirge des Himalaya angelegt. Warum sollten wir nicht Südwest-Afrika für die gleichen Zwecke ausersehen? — Wenn wir heute den Vortrag von Herrn Dr. Katz hörten, welcher mit Feuer gesprochen war, so kann ich für meinen Teil nur sagen, dass mir die Idee sehr verlockend scheint, und ich kann nur wünschen, dass es gelingt, sie zur Ausführung zu bringen. Bei diesem eben erwähnten Vortrage ist nun aber der Heilstättenbestrebung in Deutschland in einer Weise gedacht, welche ihr die Anerkennung, welche sie bisher allseitig gefunden hat, sehr einschränken möchte; dass dieser Angriff an dieser Stelle notwendig war, kann ich nicht glauben. Es war wohl nicht notwendig, zu sagen, dass das Geld, welches für die Heilstätten bisher aufgewandt wurde, nicht richtig

verwandt ist, und weiter zu sagen, dass die medizinische Behandlung Fiasko gemacht habe. Da es aber gesagt ist, so muss ich mich dagegen verteidigen. Ich gehöre mit meinen Freunden zu den ältesten Vertretern der Heilstättenbewegung, und wir sind alle der Meinung, dass dieselbe sich eines grossen Erfolges rühmen kann; sie hat vor allem für Deutschland den Ruhm erworben, die grosse humanitäre Bewegung zum Heile der Minderbegüterten zuerst und am vollständigsten ins Werk gesetzt zu haben. Andere Kulturstaaten haben sich uns angeschlossen, von England kam eine besondere Deputation hierher, um unsere derartigen Einrichtungen zu studieren. Die Mitglieder derselben haben uns viel Angenehmes gesagt und den deutschen Leistungen hohe Anerkennung zuteil werden lassen. Deutschland hat in dieser Sache entschieden die Führung; diesen nationalen Erfolg kann niemand bestreiten. Wenn gesagt wird, dass die Heilerfolge den Erwartungen nicht entsprechen, so kommt es eben auf die Erwartungen an, die man vorher gehabt hat; wer billige Erwartungen hatte, kann sagen, unsere Erwartungen sind mindestens erfüllt. Man kann jedes Werk, welches ein grosses, schwieriges Ziel verfolgt, von zwei Gesichtspunkten aus betrachten: die einen schauen rückwärts und werden immer unzufrieden sein; die andern schauen vorwärts, freuen sich dessen, was sie erreicht haben und arbeiten frisch und froh weiter. Was haben wir denn nun an Erfolgen aufzuweisen? Zunächst haben die Heilstätten den Nachweis geliefert, dass die Schwindsucht heilbar ist. Vorher war kaum je die Rede von Heilbarkeit der Schwindsucht. Als Dr. Brehmer vor kaum mehr als 50 Jahren behauptete, die Schwindsucht sei heilbar, wurde er mit grossem Misstrauen aufgenommen. Man glaubte an Selbsttäuschung. Erst ganz allmählich hat sich der Gedanke durchgebrochen, dass die Lungenschwindsucht wirklich heilbar ist, und ist vollständig zur Anerkennung gebracht erst durch die Heilstättenbewegung. Auf dem Tuberkulosekongress in London 1901 ist es mehrfach ausgesprochen worden, dass die Schwindsucht heilbar ist, und

der bei uns hochangesehene und berühmte Prof. Brouardel in Paris sagte sogar, die Schwindsucht gehört zu denjenigen Krankheiten, welche im Anfangsstadium am leichtesten heilbar sind. Ich selbst habe in einem kurzen Bericht über die Ergebnisse des Londoner Kongresses die Zahlenergebnisse für Deutschland zusammengestellt und konstatiert, dass die Heilstätten in Deutschland, damals schon vierzig an der Zahl, im Jahre 1900 über 5500 Betten verfügten, in welchen sie 20 000 Kranke pro Jahr aufnehmen konnten. Mag sein, dass dies gegenüber der Zahl der Kranken, die etwa eine Million übertrifft, vielleicht wenig ist, aber sehr erfreulich bleibt doch die Zahl der gebesserten und geheilten, der gepflegten und erquickten armen Kranken. Von diesen 20 000 wurden 25 % geheilt, wir haben also i. J. 1900 etwa 4000 Kranke geheilt. Der Einwurf, dass eine vollständige Heilung nicht überall erzielt ist, ist nicht ganz gerecht, denn diejenigen, welche nur gebessert sind, haben immerhin den Erfolg, dass ihr Leben um mehrere Jahre verlängert ist. Ich will anerkennen, dass noch nicht alles erreicht wurde, was wünschenswert ist. Die Vertreter der Heilstättenbewegung haben von vornherein gesagt, dass wir nicht allein Volksheilstätten gründen, um Kranke zu heilen, sondern auch um auszudrücken, dass damit der Kampf gegen die Tuberkulose im allgemeinen eröffnet ist. Da muss anerkannt werden, dass die Heilstätten der feste Punkt sind, von welchem aus der Kampf aufgenommen ist; auch die Prophylaxe der Krankheit geht von den Heilstätten aus. Es sind noch weitere Probleme zu nennen, von denen auch schon gesprochen wurde; so ist eine intensive Fürsorge für die tuberkulösen Kinder ins Werk gesetzt. In Belzig ist schon eine Kinderheilstätte eröffnet. Die Behandlung der kranken Kinder ist um so wichtiger und hoffnungsvoller, als hier die Keime der Tuberkulose-Erkrankung erst in der Entwicklung begriffen sind; die Kinder haben nicht häufig die ansteckende Form der Krankheit, oft werden sie später erst voll tuberkulös. In der neuesten Zeit ist hinzugekommen die Bekämpfung der Tuberkulose durch Ansiedelung lungenkranker Arbeiter; namentlich trat

Se. Exc. der Graf Posadowsky dafür ein, dass Arbeiterkolonien für die aus den Heilstätten Entlassenen eingerichtet würden; denn die Erfahrung lehrt, dass viele derselben noch nicht vollständig arbeitsfähig sind, und erst in den Kolonien an Arbeit wieder gewöhnt werden müssen. Wenn heute an dieser Stelle der Plan vorgelegt wurde, Kranke, auch solche, welche nur einen geringen Grad der Krankheit haben, nach Afrika zu transportieren und dort anzusiedeln, so können wir selbst das als eine Fortsetzung im Anschluss an unsere heutigen Bestrebungen betrachten. Ich wiederhole meine volle Sympathie mit diesem Plan, der grossartig und neu ist und gewiss von allen, die an den kolonialen Bestrebungen Anteil nehmen, mit Eifer und Feuer vertreten werden wird. Jedoch möchte ich mir noch einige Worte der Kritik von ärztlicher Seite gestatten, über einige Punkte, welche eingehender Ueberlegung bedürfen. Ich will mich nicht einlassen auf die Schwierigkeiten, welche der Transport mit sich bringt, nicht auf die Zahl derer, die sich bereit finden, noch weniger will ich mich auf die Geldfrage einlassen; dagegen möchte ich in Bezug auf den Transport einen Punkt berühren, das sind die Transportschiffe. Es ist gesagt worden, die Seereise wäre für Lungenkranke sehr gesund, und es wären auch schon von Aerzten Schiffe ausgerüstet worden, um Lungenkranke aufzunehmen. An mich sind in den letzten Jahren wiederholt Aufforderungen ergangen, bei solchen Unternehmen zu helfen, ich habe immer abgelehnt und eine Durchführbarkeit solcher Pläne für ausgeschlossen gehalten. Die Idee, dass die Seefahrt sehr gesund ist, wurde früher stets als unbestreitbar erklärt, ist aber bereits seit sehr langer Zeit zurückgewiesen. Ein hervorragender Arzt Englands, Sir Hermann Weber, hat selbst gesagt, es klingt zwar schön, ist aber nicht richtig; gesund für den Kranken ist die Seefahrt nur, so lange schönes Wetter ist, aber nicht, wenn es schlecht ist, denn dann müssen die Kranken in die engen Kajüten zurück.

Was nun die Einwirkung von Südwestafrika auf die Kranken betrifft, so haben wir eben Schilderungen des Klimas

und Landes gehört. In dem Werke des verstorbenen Prof. Hirsch: „Ueber die Geographie der Krankheiten“ ist hervorgehoben, dass im Süden von Afrika keine Tuberkulose vorkommt. Ich muss einige Einschränkungen vorbringen. Das Klima von Südwestafrika ist seit langem als besonders förderlich für die Gesundheit gerühmt worden. Manche, auch bekannte Persönlichkeiten, sind wegen Lungenkrankheit nach Afrika hingegangen und dort gesund geworden. So ist das Land in den Ruf gekommen, dass dort allein durch das Klima die Schwindsucht geheilt wird. Heute wurde hier in erster Linie die Frage des Klimas diskutiert. Es ist gesagt worden, in den Büchern steht als erster Faktor bei der Behandlung der Tuberkulose das Klima angegeben, dagegen bei den Lungenheilstätten kommt das Klima gar nicht in Betracht. Wenn ich nun auch zugestehen wollte, dass das Höhen-Klima manche Vorteile bietet, so ist es doch die Aufgabe der Lungenheilstätten, Kranke zu behandeln in demselben Klima, in dem sie krank geworden sind; denn es ist bekannt, dass die Kranken, wenn sie aus einem südlichen Klima zurückkommen, sehr verwöhnt sind und leicht schlimme Rückfälle erfahren. Ich meine, dass die Bedeutung des Klimas früher sehr überschätzt wurde; die Bedeutung des Klimas als Heilmittel stammt aus einer Zeit, die sehr weit zurückliegt. In meiner Zeit, als ich studierte, da sagte man, die Krankheitskeime liegen in der Luft, und man muss gute Luft haben, um nicht angesteckt oder geheilt zu werden, zu meiner Zeit spielte auch die Behandlung des Typhus bei offenem Fenster eine grosse Rolle. So verhielt es sich auch mit dem Klima. Dr. Brehmer sagte, Bergklima in gewisser Höhe heilt die Tuberkulose, aber damit stand es im Widerspruch, wenn er selbst nachwies, dass auch an anderen Stätten, z. B. den Steppen Russlands, Heilungen stattfanden. Die Frage des Klimas ist auch heute noch im Rollen, da viele Aerzte und Laien an älteren medizinischen Erfahrungen hängen, auch wenn sich vieles daran geändert hat. Heute wissen wir, dass alle Infektionskrankheiten durch Bakterien erzeugt werden, und dass von diesen ein relativ

kleiner Teil der Krankheiten zu solchen gehört, welche von Tieren auf Menschen übergehen, ein grosser Teil der Krankheits-erreger aber nur den Menschen anhaftet. Wie verhält sich das nun bei der Tuberkulose? Sie wissen alle um den Streit, der sich gegenwärtig in den Zeitungen abspielt, ob Rinder- und Menschentuberkulose identisch sind. Ich will die Frage nur streifen; sie ist noch nicht erledigt, aber begründet ist die Ansicht, dass die eigentliche Tuberkulose im Menschen auch vom Menschen übertragen wird; da, wo wenig Menschen sind, findet sich wenig Tuberkulose; wo viele Menschen wohnen, haben wir auch viel Tuberkulose. Je höher Sie im Gebirge kommen, je dünner die Bevölkerung wird, desto weniger Tuberkulose haben Sie. Wenn hier Südwestafrika als das Ideal der Heilung hingestellt ist, so haben wir dazu zu sagen, dass wir noch nicht wissen, ob es auch so bleiben wird, wenn erst mehr Menschen dorthin kommen, und ob jeder, der mit Tuberkeln hingehet, auch ohne Tuberkeln zurückkommt. Das wissen wir noch durchaus nicht sicher. Ferner wurde gesagt, dass die Sanatorienbehandlung hinter der klimatischen Behandlung zurücksteht; ich habe mich schon reserviert genug über das Klima ausgesprochen und füge noch an, dass überhaupt die Behandlung der Krankheiten heute nicht eine solche ist, dass sie sich auf ein einziges Mittel stützte; spezifische Mittel haben wir weder in den Medikamenten noch im Klima; heute setzt sich die Behandlung aus einem durch mehrere Heilfaktoren zusammenwirkenden Behandlungsplane zusammen, das Klima ist jedenfalls nur ein Teil dieses Kurplanes. Die Sanatorienbehandlung hat an sich schon eine grosse Bedeutung dadurch, dass die Behandlung planmässig betrieben wird, während die Erfahrung lehrt, dass die meisten Tuberkulösen nicht wissen, wie sie mit sich umzugehen haben. Die Kranken werden in den Sanatorien abgehärtet, mehr wie selbst im hohen Bergklima. Es ist gewiss rätlich, Sanatorien im guten Klima anzulegen, aber mit dem Klima allein ist die Sache nicht erledigt. — Hiermit schliesse ich und kann nur wiederholen, dass ich, unter Berücksichtigung der vorhandenen Schwierigkeiten,

dem vorgelegten Plane für Südwest-Afrika glücklichen Fortgang wünsche.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Senator: Ich komme der Aufforderung des Herrn Vorsitzenden gern nach, mich, natürlich nur vom medizinischen Standpunkte aus, zu der Sache zu äussern. Von diesem Standpunkt aus erkläre ich, dass ich mich im Prinzip in Uebereinstimmung weiss mit den Herren Vortragenden darin, dass die klimatischen Faktoren bei Behandlung des ersten Stadiums eine ausserordentlich wichtige Rolle spielen, und dass allerdings durch die Heilstättenbewegung die Bedeutung dieser Faktoren etwas in den Hintergrund gedrängt worden ist. Ich betone das ausdrücklich gegenüber den Aeusserungen, dass die Heilstätten schlecht gemacht seien. Krankenhäuser und Heilstätten sind immer etwas Gutes und besonders, wenn sie so gut geführt werden, wie hier bei uns; das schliesst aber nicht aus, dass es nicht noch etwas Besseres gibt als die Behandlung in unsern Heilstätten. Dieses Bessere liegt eben in der Ausnutzung der klimatischen Faktoren. Herr Geheimrat v. Leyden hat auf Brehmer hingewiesen, um zu beweisen, dass man nur wenig an Heilung der Tuberkulose geglaubt hat, gerade Brehmer ist der schlagendste Beweis dafür, wie erfolgreich die Behandlung in klimatisch günstigen Orten geführt werden kann. Brehmer ist noch nicht 15 Jahre tot, und schon jetzt wachsen Sanatorien an solchen Orten überall empor. Auch auf die Bazillen hat Herr von Leyden hingewiesen und gesagt, die Heilerfolge seien weniger auf das Klima als auf die dünne Bevölkerung zurückzuführen; ich gebe das zu, aber gerade die Entwicklung der Behandlung der Lungentuberkulose seit Entdeckung der Bazillen zeigt, wie wichtig die klimatischen Verhältnisse dabei sind. Zuerst dachte man natürlich, jetzt kennen wir den Bazillus, und nun können wir die Krankheit heilen. Jetzt ist aber die allgemeine Ansicht, dass man die Lungenschwindsucht nicht durch Heilmittel heilen kann, sondern dadurch, dass man den Körper widerstandsfähiger macht; ich glaube, dass gewisse Klimata geeigneter sind, den Körper wider-

standsfähiger zu machen als andere, und dass eben darin der Wert gewisser Klimata gelegen ist, das wird niemand bestreiten, auch das nicht, dass jemand, der mehrere Winterkuren im Hochgebirge durchgemacht hat, viel widerstandsfähiger zurückkehrt wie jemand, der mehrmals in unseren Heilstätten war. Ich wiederhole, dass ich nicht das Gute der Heilstätten herabsetzen will, aber das Gute soll nicht der Feind des Besseren sein, wir können eben auch noch etwas Besseres leisten, und dieser Weg zu dem Besseren geht durch die klimatischen Kurorte hindurch. In der medizinischen Gesellschaft wurden schon verschiedene Pläne vorgebracht, wie man Unbemittelten die Heilung verschaffen kann. Zu vorliegendem Projekte muss ich sagen, dass es das Ideal einer Behandlung wäre. Ideal würde es sein, dass man den Kranken in ein immunes Klima bringt und dort dauernd belässt. Ich habe mir, als Dr. Katz in der medizinischen Gesellschaft seinen Plan entwickelte, die Schwierigkeiten grösser vorgestellt als sie mir jetzt vorkommen. Ich schliesse, indem ich sage, dass, wenn das Projekt ausgeführt würde, ein segensreiches Werk getan und auch in der Behandlung der Lungenschwindsucht ein bedeutender Schritt vorwärts gemacht werden würde.

Herr Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. Fränkel: Der Herr Vorredner hat gesagt, das Gute solle uns nicht abhalten, das Bessere zu wollen, nun gibt es ein Sprichwort „Das Bessere ist des Guten schlimmster Feind“. Ich möchte das Sprichwort in Erinnerung bringen, um verständlich zu machen, dass ich mit der Verteidigung der Heilstätten beginne. Wenn man die sachliche Pille, die man uns eingab, durch persönliche Anerkennung versüssen wollte, so kann ich nur sagen, ich halte die Angriffe gegen die Heilstätten für unrichtig, das ist ja wohl der parlamentarische Ausdruck für etwas, das mit der Wahrheit sich nicht deckt. Nach der Statistik des Reichsversicherungsamts sind von Leuten, die drei Monate in Heilstätten waren, 27% noch nach 4 Jahren erwerbsfähig geblieben, und diese Erwerbsfähigkeit ist eine derartige, dass sie den Forderungen des

Versicherungsgesetzes entspricht, also eine Besserung, die an Heilung streift. Wenn man nach so kurzer Kur schon solche Erfolge hat, so halte ich das eben für einen enormen Erfolg. Die Vorstellung ist allerdings unrichtig, dass man sagte, jeder Tuberkulöse ist nach 3 Monaten gesund, das hat auch niemand von uns erwartet. Während das Reichsversicherungsamt danach fragt, ob die Erwerbsfähigkeit wieder da ist, haben wir in Belzig eine andere Art; wir zählen Heilungen, und die Heilungen, die Direktor Dr. Möller von Belzig uns vorführt, sind wirkliche Heilungen, die Patienten haben keinen Auswurf etc. mehr. Wir haben in Belzig im letzten Jahre 14 % Heilungen erzielt, das ist eine grosse Zahl, denn es sind das wirklich Schwindsüchtige gewesen, denn bei uns ist niemand, der nicht entweder Bazillen im Auswurf hat oder auf Tuberkulin reagiert. Von den Besserungen sehe ich hier ab. Ich glaube aber von den Heilstätten bereits so viel gesagt zu haben, dass sie unser Interesse verdienen. Weiter haben wir bereits hier das, was wir als ländliche Kolonien bezeichnen, man will durch Landarbeit die Schwindsüchtigen wieder erwerbsfähig machen. Es ist also nichts neues, was dort in Afrika proponiert wird, wir haben alles bereits hier, nur will man das Klima hinzufügen. Ich gebe zu, dass in Südafrika, auch im Westen grosse Länderstrecken sind, die als durchaus schwindsuchtsimmun erscheinen, d. h. wo keine Schwindsucht nachgewiesen ist. Ich habe schon schwindsüchtige Kollegen nach den Burenrepubliken geschickt; so lange ich Nachrichten erhielt, ging es ihnen gut, jetzt habe ich aber lange keine Nachricht mehr von ihnen. Wenn auch ein Land sich findet, dessen Klima so ist, dass die dort wohnende Bevölkerung keine Schwindsucht hat, so weiss man natürlich nicht, ob ein Schwindsüchtiger dort heilt. Früher hielt man z. B. das Engadin für schwindsuchtsimmun, jetzt sehen Sie sich bitte dort die Kirchhöfe an. Man könnte den Beweis der Immunität führen, wenn man an der Küste eine Anzahl Meer-schweinchen mit Tuberkelbazillen impfte, einen Teil an der

Küste behielte und einen Teil in das immune Land schickte; dann könnte man nachweisen, ob die Tuberkulose auch dort wirklich heilt. Diese Experimente sind von Professor Lannelongue gemacht worden, und dieser hat nachgewiesen, dass das Klima auf das Heilen, will sagen das Sterben dieser Meerschweinchen gar keinen Einfluss hatte. Das Klima von Görbersdorf gilt für besonders günstig. Herr Dr. Möller war in Görbersdorf und hat dort eine Heilstätte geleitet; Herr Dr. Möller kann mir bestätigen, dass die dort erzielten Erfolge nicht besser sind als die in Belzig, trotz des wirklich guten Klimas dort; einen klareren Beweis für den Einfluss des Klimas können Sie nicht haben, wenn Sie hören, dass hier nicht bessere Erfolge erzielt worden sind als in Belzig. Nun wurde weiter gesagt, dass alles hier eine Geldfrage sei; ja, das ist klar, dass es bei uns, wenn man Leute noch länger in den Heilstätten lässt, noch mehr Kosten macht. Wenn ich an Südwest-Afrika denke, so hat es einen wenig guten Eindruck auf mich gemacht, dass man die Kranken dort mit Seidenzucht beschäftigen will, ich dachte, sie sollten dort in die freie Luft kommen und mit Landwirtschaft beschäftigt werden. Noch vieles andere aber kommt hier in Betracht. So die Liebe zu der Heimat, das Heimweh wird die Leute dort ganz gewaltig erfassen, wie wird es die Leute nach Deutschland ziehen. Und dann, meine Herren, die entsprechenden Sanatorien bei Bloemfontein sind gebaut worden, nachdem die Kultur die Länder erschlossen hatte, Sie wollen jetzt die Kranken in ganz unkultivierte Gebiete schicken. Dort sollen sie Gemüse bauen, ja, wer soll das denn kaufen, etwa die Negerstämme, die so scheu sind, dass sie nicht aus ihren Wäldern herauskommen? Wir werden warten müssen, bis die Gebiete dort erschlossen sind, und dann den Versuch, machen, dort Sanatorien zu gründen. Es müssen ganz besondere Leute sein, die dort hingehen, und nicht jeder Arbeiter wird sich dazu bereit finden. Die Tuberkulose in Deutschland ist nur in Deutschland selbst zu bekämpfen,

wir können ja gar nicht die 1 000 000 tuberkulösen Arbeiter nach Afrika schicken; hier nur können wir die Schwindsucht bekämpfen und hier müssen wir es tun. Wir haben eine Statistik seit 1889, die nach der Volkszählung anzeigt, woran die Toten gestorben sind. 1889 starben unter 10 000 Lebenden 28% an Lungenschwindsucht, nach der letzten Statistik sind nur 19% gestorben, das ist ein grosser Unterschied. Ich behaupte nicht, dass das nur an den Heilstätten liegt, aber ich möchte, dass wir uns nicht zu sehr nach fernem, noch nicht reifen Aussichten umsehen, sondern in den gegebenen Bahnen fortfahren und die Schwindsucht in Deutschland bekämpfen.

Herr Marine-Stabsarzt Dr. Sander: Die drei Vortragenden heute haben mich überzeugt, dass auf dem heute angegebenen Wege etwas zu machen ist; einige Bedenken habe ich allerdings noch. Es ist eine alte Erfahrung, dass die, die zur Heilung nach Südafrika gehen, unter guten Lebensverhältnissen leben müssen, sonst wirkt das Klima dort nicht im günstigen Sinne. Das betonen schon Livingstone und alle Leiter der südafrikanischen klimatischen Kurorte. Ist es aber möglich, die Leute in guten Verhältnissen dort anzusiedeln, so wird das Klima auch heilend wirken. Der Versuch mit den Meerschweinchen ist, glaube ich, nicht stichhaltig, da müsste doch mal die Gegenprobe gemacht werden und ein Teil der Meerschweinchen auch hier in die Heilstätten gebracht werden. Zu der Wirkung des Klimas noch einiges: Ich habe selbst da draussen Gelegenheit gehabt, verschiedene an Tuberkulose Erkrankte zu behandeln. Der eine war ein Kapenaar, der schon lange Jahre dort lebte (soweit ich mich erinnere, habe ich bei ihm Bazillen nachgewiesen) und schon die vierte Frau hatte, aber nicht, weil ihm die ersten an Tuberkulose gestorben waren, sondern weil er sie weggeschickt hatte (es waren Eingeborene); auch seine zahlreichen Kinder waren alle gesund. Die von einem der Herren Vorredner erwähnten Fälle kenne ich auch, einer war ein junger Mediziner, der sich in so vorgerücktem Stadium befand, dass ihm sein Arzt schon

gesagt hatte, er müsste sehr vorsichtig sein; er ging nun erst nach Südafrika, dann nach Südwest-Afrika, kehrte später zurück nach Deutschland und ist hier gestorben. Der zweite Fall ist ein früherer Angehöriger der Schutztruppe, der, als er nach einer Reihe von Jahren eben zu Wohlstand gekommen war, plötzlich an Lungenblutung zu Grunde ging. Alle beide lebten in enger Gemeinschaft, in engen Räumlichkeiten teils mit ihren Angehörigen, teils mit ihren Dienern, und kein Angehöriger oder Diener erkrankte. Ich glaube, wir können danach annehmen, dass nur wenig Ansteckungsgefahr von seiten der Herübergebrachten für ihre Umgebung vorhanden ist. Dann möchte ich noch auf etwas anderes hinweisen. Herr Dr. Lübbert hat eine Seefahrt als vorteilhaft für die Kranken geschildert; gerade von der Seestrecke nach Afrika möchte ich das nicht behaupten; denn die Woermann-Schiffe sind gerade nicht die besten, und der Zwischendeck-Aufenthalt ist nicht zu vergleichen mit dem in der ersten und zweiten Kajüte, in der die zu Heilzwecken Seereisen Unternehmenden sich aufhalten. Auch muss das Schiff verschiedene Klimate z. T. mit sehr schlechtem Wetter passieren, und wenn es so geht wie 1893, dass z. B. ein Schiff von hier ab 13 Tage mit geschlossenen Luken bis Madeira fahren muss, so ist das schon für Gesunde eine schwere Leistung, unmöglich aber für Lungenkranke; es ist also bei der Heraussendung besonders auf die Jahreszeit Rücksicht zu nehmen.

Herr Professor Dr. Pannwitz: Die Tuberkulose-Materie ist so weitschichtig, dass man an einem solchen Abend wie dem heutigen vom Hundertsten ins Tausendste kommt, ohne sie zu erschöpfen. Ich darf zunächst den Wunsch ausdrücken, dass uns die Vorträge bald im Druck vorliegen, damit man gehörig prüfen kann, wo Widerspruch nötig ist. Ich hatte den Eindruck, dass die Herren im Bestreben, alles für ihre Bewegung zusammen zu tragen, sich hier und da selbst widersprachen. Was zunächst die Klimafrage anbetrifft, so sei speziell in Bezug auf das Höhenklima

darauf hingewiesen, dass es in Ober-Bayern Bezirke gibt, wo viel Tuberkulose sich vorfindet, die nicht zum mindesten ihren Ursprung im Tragen des Schnürleibes, im Mangel des Stillens der Kinder u. s. w. findet. Mit dem höheren Klima allein ist nichts zu machen, und ich glaube, wenn wir uns in eine medizinische Diskussion einliessen, wir würden eben so viel Anhänger wie Widersacher finden. Es scheint mir nun, dass man zur Förderung einer Idee, bei der es sich um Exportierung von 40 lungenkranken Arbeitern, bei einem täglichen Vorhandensein von mehr als einer Million handelt, nach anderen Gründen suchen muss, als Bestehendes schlecht zu machen. Das wichtigste ist hier schon von anderen gesagt worden. Ich will nur auf die Grundzüge der heutigen Tuberkulosebekämpfung in Deutschland kurz zurückkommen. Denken Sie sich in die Zeit zurück, als das Koch'sche Tuberkulin bekannt wurde; denken Sie sich die Enttäuschung, die damals folgte. Da war es eine rettende Tat, dass die Kliniker sich zusammentaten und sagten, irgend etwas Positives muss nun dem Volke geboten werden. Drei Gründe trafen anfangs der neunziger Jahre für die Heilstättenbewegung zusammen: Erstens eine geordnete neuzeitliche Statistik, die 1895 zum ersten Male das Gesundheitsamt veröffentlichte. Durch diese Todesursachenstatistik wurde die Tatsache bekannt, dass von 1000 Todesfällen 342 durch Tuberkulose bedingt sind. Der zweite Grund war die Einmütigkeit der hervorragendsten Kliniker hinsichtlich der Behandlung der Krankheit. In Moskau erklärten sie auf dem internationalen Kongress einmütig, dass die Bedingungen zur hygienisch-diätetischen Behandlung Lungenkranker sich in jedem Lande finden. Mithin kann jeder in seiner Heimat Genesung finden. Wie wichtig war das! Dass man die Schwindsüchtigen nach Gorbardsdorf, Davos, an die Riviera, nach Egypten, Madeira u. s. w. schicken kann, wo ihre Krankheit sich bessert oder ausheilt, das wusste man wohl. Aber da handelt es sich um internationale Kranke, die sich von der Heimat loslösen können und die nötigen Geldmittel haben. Damit aber wird nicht

die Tuberkulose bekämpft. Was nützen die wenigen internationalen Kranken aus der reichen Bevölkerung, die da geheilt werden der ungeheuren Zahl derer gegenüber, die in ihrer Heimat bleiben müssen? Aehnlich werden stets die wenigen Arbeiter zu beurteilen sein, die Sie nach Südwestafrika bringen wollen. Was bedeuten die, welche auch da genesen, gegenüber der grossen Zahl derer, die sich im Industriebetrieb täglich in den Fabriken die Schwindsucht holen. Als dritter Grund für das Aufblühen der deutschen Heilstätten-Bewegung kam hinzu, dass an der Hand des § 18 des Versicherungs-Gesetzes einiges von den Millionen derselben verwandt werden konnte, ein vorbeugendes Heilverfahren einzuleiten. Die Leiter der ganzen Bewegung, die sie sich gewann in den Kreisen der Verwaltung, der Staatsmänner u. s. w., waren sich klar, dass man hier eine bestimmte Basis finden würde. Dass die Bewegung solche Fortschritte gemacht hat, beruht u. a. gewiss auch darauf, dass man damals sich einigen konnte, dreimonatliche Kuren bringen einen bestimmten Erfolg hervor, der uns vorläufig genügt. So ist es gelungen, das deutsche Vaterland zunächst mit mustergültigen Heilstätten für Unbemittelte zu besetzen. Dass Verlängerung der Kuren bessere Resultate im einzelnen Behandlungsfalle ergeben würde, weiss jeder, ebenso dass eine Reihe von anderen Massnahmen sich an die Heilstätten-Errichtung bereits angeschlossen hat und noch anschliessen muss. Ich habe schon betont, dass das Thema sehr weitschichtig ist; ich sage das nochmals und hoffe, dass in dieser illustren Versammlung nicht zum letzten Male darüber gesprochen worden ist. Ich habe versucht, auf Grund der bisherigen Erfahrungen ein Schema der Einrichtungen aufzustellen, wovon ich einige Korrekturabzüge mitgebracht habe. Wer sich einen Einblick in die komplizierten Massnahmen gegenüber der weitverbreiteten, eingewurzelten, chronischen Krankheit verschafft, wird in seinem Urteil über die Heilstätten-Bewegung vorsichtiger sein. Im übrigen mag man den vorgeschlagenen Versuch anstellen. Aber ich möchte mich dagegen wenden, dass, wenn man Gründe sucht für

ein solches Unternehmen, man nicht rütteln soll an Grundlagen, auf die eine grosse sozialhygienische Bewegung aufgebaut ist, und auf die wir in Deutschland mit Recht stolz sein dürfen.

Herr Dr. Möller-Belzig: Ich möchte anknüpfen an die Worte des Herrn Oberstabsarzt Dr. Lübbert, der gesagt hatte, es gebe Plätze, die immun wären. Ich bin lange in Görbersdorf gewesen und habe hier nicht selten auch unter der ortseingesessenen Bevölkerung Tuberkulose gefunden. Wenn Plätze immun genannt werden, so sind es eben Gegenden, wohin noch keine tuberkulösen Kranke gekommen sind. Es ist der Vorschlag gemacht worden, Lungenheilstätten in Südwestafrika anzulegen mit Rücksicht auf die klimatisch-günstige Lage. Ich möchte dazu bemerken, dass es kein Klima gibt, das spezifisch gegen die Tuberkulose wirkt; die Tuberkulose ist eine Infektionskrankheit, sie kann überall auftreten, sie kann aber auch überall ausheilen. Der Tuberkel-Bazillus kümmert sich nicht um klimatische Verhältnisse. In der angeblich tuberkulose-immunen Gebirgszone in Görbersdorf, wo ich früher tätig war, wuchsen meine Tuberkelbazillen-Reinkulturen ebenso üppig und gut, wie sie jetzt in der flachen Gegend von Belzig wachsen. Und wenn ich Tuberkelbazillen-Reinkulturen züchten wollte in Deutsch-Südwestafrika, so würde mir das dort ebenso gut gelingen, wie hier in Berlin.

Auch die künstlichen Infektionsversuche an Meerschweinchen fielen in der Görbersdorfer „immunen“ Gebirgsluft ebenso positiv aus, wie hier. Der Krankheitsverlauf war bei den Versuchstieren dort ein ebenso rapider wie hier. Und wenn Sie z. B. ein Dutzend Meerschweinchen oder Kaninchen Tuberkelbazillen inhalieren liessen und so lungenkrank machten, und nun ein halbes Dutzend davon nach Afrika zur Kur schickten, das zweite halbe Dutzend dagegen hier in Berlin liessen, so würden Sie sehen, dass die in Afrika zur Kur weilenden Meerschweinchen ebenso schnell an ihrer Tuberkulose sterben würden, wie das halbe

Dutzend hier in Berlin. Ich möchte empfehlen, erst einmal diesen Versuch zu machen, bevor Sie teure Lungenheilstätten in Afrika bauen.

Meine Herren! Nach meinen Erfahrungen und Vergleichen zwischen Gebirgsklima und Klima in der Ebene ist der Heileffekt nicht an ein bestimmtes Klima gebunden. Jede waldreiche Gegend mit staub- und rauchfreier Luft in windgeschützter Lage ist zur Gründung einer Lungenheilanstalt geeignet. Aber das Klima allein tut's nicht; ein gleichwertiger Faktor ist die detaillierte und individuelle Behandlung und Disziplin, wie sie in einer geschlossenen Heilanstalt geübt wird.

Zugeben will ich, dass in klimatischer Hinsicht ein Faktor von grossem Einfluss auf den Heilungsprozess Lungenkranker ist, das ist die Sonnenbestrahlung, die wahrscheinlich in Südwestafrika eine hohe ist; doch darauf wird bei Auswahl eines Platzes für eine Heilstätte auch besonderer Wert gelegt. Wir in Belzig sind in der glücklichen Lage, dass bei uns die Sonnenbestrahlung eine sehr intensive ist. Wir hatten im vorigen Jahre als absolutes Maximum der Insolation am Schwarzkugelthermometer im Vakuum $60,1^{\circ}$ C; im vorvorigen Jahre $60,3^{\circ}$ C. Die Lufttemperatur stieg am gleichen Tage auf $31,8^{\circ}$ C. Auch die anderen klimatischen Verhältnisse sind bei uns die günstigsten, wie ich an den Aufzeichnungen unserer meteorologischen Station II. Ordnung bemerken kann. Wir haben wenig Nebel, Schutz gegen Nord- und Nordostwind, die Windstärke bewegt sich in den untersten Grenzen der Beaufortschen Skala, Regen ist nur wenig vorhanden, meist sind es nur kurze Regenschauer, sodass die Patienten niemals die regelmässigen Spaziergänge auszusetzen brauchten.

Meine Herren! Es ist gegen die Heilstätten vorgebracht worden, dass die Erfolge unbefriedigende seien. Nun, meine Herren, wir haben ja ein Mittel, das nach dem Vorschlage von B. Fränkel in Kombination mit der Heilstättenbehandlung vorzügliches leistet, nämlich das Tuberkulin. Leider

hat es ja der ersten himmelanstürmenden Begeisterung nicht stand gehalten. Die Ursache hierfür ist wohl in nicht richtiger Anwendungsweise zu suchen. Jedenfalls aber hat man es nie wieder ganz ad acta gelegt. Man hat weitere Versuche damit angestellt, und diese Versuche haben ergeben, dass bei richtiger Anwendung eine günstige Beeinflussung des Krankheitsprozesses nicht zu verkennen ist. Aus eigener Erfahrung bin ich zu dem Urteil gekommen, dass an dem Heilwert des Tuberkulins nicht zu zweifeln ist. Bei Tausenden von Injektionen habe ich niemals schädliche Neben- oder Nachwirkungen beobachtet. Bisher konnte ich in allen Fällen einen guten Verlauf der Kur, d. h. eine stetig fortschreitende Besserung des Lungenbefundes bei gutem Allgemeinbefinden beobachten. Wenn ich die Resultate der Heilstättenbehandlung der Tuberkulinbehandlung gegenüberstelle, so ergibt sich:

Heilstättenbehandlung	10 % Heilung,
Tuberkulinbehandlung	31 % Heilung.

Der Schwerpunkt der Tuberkulinbehandlung liegt in der möglichst frühzeitigen Anwendung des Mittels und glaube ich, dass die Kombination der Heilstättenbehandlung mit Tuberkulinbehandlung die beste und billigste Form des Kampfes gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit ist, und ich schliesse mit dem Ausspruche: Warum in die Ferne nach Afrika schweifen, siehe, das gute Tuberkulin liegt so nah!

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Senator: Die Debatte hat sich zugespitzt zwischen dem Wert der Heilstätten und dem der klimatischen Kurorte. Ich möchte mich dagegen verwahren, dass meine Aeusserung, dass die Heilstätten etwas Gutes seien, nur eine überzuckerte Pille sein sollte, ich wiederhole, dass die Heilstätten etwas sehr Gutes sind. Nur meine ich, dass von den Vertretern der Heilstättenbewegung die klimatischen Faktoren ein bisschen einseitig unterschätzt worden sind. Herr Professor Fränkel hat auf die klimatischen Kurorte im Engadin hingewiesen und gesagt, dass dort viele

Schwindsüchtige auf den Kirchhöfen lägen; ja das ist ja ganz natürlich, denn wohin gehen denn so viel Schwindsüchtige? Und wenn angeführt wird, in Görbersdorf seien ebensoviel Heilungen zu verzeichnen wie in Belzig, so spricht ja das gerade für die klimatischen Kurorte. Für die Heilstätten werden die Patienten sehr genau ausgesucht und Schwerkranke nicht aufgenommen, es wäre kein Wunder also, wenn man in Görbersdorf, wo man sie nicht aussucht, eher schlechtere Resultate erzielte. Der Vergleich mit den Meerschweinchen passt schon gar nicht; wenn wir ein Meerschweinchen infizieren, bekommt es millionenmal so viel Bazillen als ein Mensch aufnimmt, der sich in gewöhnlicher Weise infiziert. Ein Meerschweinchen, dem man Bazillen injiziert, ist überall verloren, damit ist also kein Vergleich möglich. Ich weiss nicht, ob es jetzt schon Zeit ist, ein Resultat zusammenzufassen; für mich geht es dahin, die Heilstätten weiter zu fördern. Natürlich kann man nicht alle Schwindsüchtige, die es gibt, nach Afrika bringen, ebensowenig können wir sie alle nach den Heilstätten bringen. Wenn Herr Pannwitz sagt, die Leute, die nach den klimatischen Kurorten gehen, haben einen grossen Geldbeutel, so erwidere ich, wir wollen ja gerade dafür sorgen, dass auch Unbemittelte in klimatische Kurorte gehen können. Wenn er ferner sagt, in Oberbayern gäbe es so viel Schwindsüchtige, so hat er ja gerade für das Klima gesprochen, denn er hat erklärt, dass es die schlechten Lebensgewohnheiten sind, welche die Schwindsucht dort fördern. Im übrigen kann ich sagen:

Nach meinem Eindruck ist das Resultat dahin zusammenzufassen, dass auch die, welche scheinbar gegen das Projekt gesprochen haben, doch dasselbe anerkannt und nur die Schwierigkeiten grösser dargestellt haben.

Herr Konsul Vohsen: Wenn ich noch um das Wort gebeten habe, so handelt es sich für mich darum, Deutsch-Südwestafrika dagegen in Schutz zu nehmen, als ob dort nichts weiter wie Seidenzucht getrieben und 40 Ansiedlern

Unterkunft geboten werden könnte. Schon seit langen Jahren beschäftigt man sich in kolonialen Kreisen mit der Frage einer dichteren Besiedelung in Deutsch-Südwestafrika. Mehrere Expeditionen sind zur Erforschung des Landes zu Wassererbohrungszwecken und zur Prüfung auf die Möglichkeit von Bewässerungsanlagen entsandt worden. Ihre Erfolge haben gezeigt, dass dortselbst neben kleineren Anlagen grosse Stauanlagen geschaffen werden können, und dass das Land für die Aufnahme eines grösseren Einwanderungsstromes wohl in Betracht kommt. Erst jüngst ist hier eine neue Expedition zur Untersuchung des Fischflusses unter Leitung des Ingenieurs Kuhn hinausgegangen. Herr Kuhn hatte bereits vorher eine Expedition nach dem mittleren Teil des Schutzgebietes unternommen, um festzustellen, dass an verschiedenen Plätzen durch Stauanlagen ausgedehnte Ländergebiete bewässert und mit Ansiedlern besetzt werden können. Obst- und Getreidebau, Straussenzucht und intensive Viehzucht sind dort möglich und den Leuten, die wir dahin entsenden werden, darf namentlich, nachdem in Südafrika sich ein grosses Absatzfeld für landwirtschaftliche Produkte eröffnet hat, ein gutes Auskommen in Aussicht gestellt werden. Auch die Herstellungskosten der Stauanlagen sind nicht derartig, dass sie deren Ausführung ein Hindernis bieten dürfen. In Südafrika rechnet man den Wert eines bewässernden acre auf etwa 2000 bis 3000 Mark. Wenn man nun diese Zahl 2000 den acre auf den bewässernden Hektar, z. B. bei Hatsamas in der Nähe von Windhoek, überträgt, wo eine grosse Stauanlage geplant ist, so ergibt das für den Hektar einen Wert von 5000 Mark, und da dort das Wasser für die Berieselung von 1500 Hektar geschaffen werden kann, einen Wert des erschlossenen Gebietes von 7500000 Mark, während die Kosten der Stauanlagen und Bewässerungskanäle insgesamt auf etwa 3000000 Mark zu stehen kommen.

Ganz so schlecht, wie es von verschiedenen Vorrednern dargestellt wurde, steht es also mit den Existenzbedingungen für die nach Deutsch-Südwestafrika zu entsendenden Ansiedler

nicht und ich meine, dass, wenn sich in diesem Schutzgebiete Aussichten bieten, dass Lungenkranke gesunden können, kein Hinderungsgrund für ihre Entsendung in der Unmöglichkeit gefunden werden dürfte, nach Heilung ihnen ein wirtschaftliches Fortkommen zu sichern.

Herr Dr. Julius Friedeberg: Hier ist von den klimatischen Faktoren gesprochen worden. Ich will glauben, dass bei einem wohlhabenden Manne, der alles für sich hat anwenden können, der klimatische Faktor sich als Heilfaktor erweisen kann, nehmen wir aber einen Arbeiter, der in schlechten Verhältnissen gelebt hat, so dürfte das Klima nicht die Bedeutung haben. Alle die Faktoren, die das Klima geben kann, sind bei unserer Heilstättenbewegung entbehrlich. Es ist bekannt, dass durch die hydrotherapeutischen Massnahmen doch der Stoffwechsel in ausgezeichneter Weise besorgt wird, dass durch die Liegekuren die Heilkraft gestärkt wird und durch Zuspruch auf das Nervensystem günstig eingewirkt wird. Für den Arbeiter, der in die Heilstätten kommt, wird alles geleistet. Wenn jemand aus der Grossstadt nach Belzig kommt, so ist alles für ihn gegeben, was durch Verpflanzung ins Hochgebirge für ihn geleistet werden könnte. Ich muss mich damit gegen das wenden, was gegen die Heilstätten hier vorgebracht ist. Ich will nur noch betonen, das die finanzielle Frage bei dem vorgeschlagenen Unternehmen eine grosse Rolle spielen wird; es ist nicht gesagt worden, wie sich die Sache gestaltet, wenn der Arbeiter hinkommt, es ist nur gesagt worden, dass die Fahrt 250 M. kostet. Es ist ferner gesagt worden, dass die Seefahrt durchaus nicht gesund ist für die Lungenkranken, es ist festgestellt, dass unter den Seeleuten eine grosse Anzahl Schwindsüchtiger vertreten ist. Dann kommt der Transport von der Küste nach dem Binnenlande, dann die Ansiedelung, es werden sicher dort für solche tuberkulöse Menschen Aufwendungen von mehreren Tausend Mark nötig. Hier müssen doch Wohnhäuser u. s. w. gebaut werden; das ist doch alles mitzurechnen. Könnten wir das viele Geld in den Heilstätten

aufwenden, so würden die Erfolge dort sicher noch besser sein, könnten wir die Kranken 6 Monate dalassen, so würden sich die Heilresultate sicher nicht nur verdoppeln, sondern verdreifachen. Ich möchte behaupten, dass die Anlage für die Heilstätten noch nicht solche glänzende ist, wie sie sein könnte. Nirgends erlebt man so grosse Ueberraschungen wie bei der Lungenschwindsucht; oft geht ein Fall, den man günstig beurteilt, ganz rapid zu Grunde und umgekehrt kommt es häufig vor, dass ein aufgegebener Fall sich erholt hat. Wenn wir noch mehr Erfahrungen darin gesammelt haben, dass wir die Fälle noch früher in Behandlung nehmen können, so wird auch in unseren Heilstätten das Ergebnis noch besser werden. Auch für die Familien der Pfleglinge ist noch nicht genügend gesorgt; so oft sind die Leute nicht in die Heilstätten zu bringen, weil sie für ihre Familie arbeiten müssen, sie kommen erst, wenn sie nicht mehr weiter können, und dann ist es gewöhnlich zu spät. Ferner ist ein wichtiges Moment das psychische Moment, und ich glaube, dass wir auch bei dem Vorschlag mit Afrika das psychische Element nicht ausser acht lassen dürfen. Aus landbauenden Kreisen dürfen Sie auf Patienten nicht rechnen, denn dort haben sie wenig Tuberkulose. Die Statistik weist nach, dass 5090 von den Berliner Arbeitern schwindsüchtig sind, sie bekommen also hauptsächlich Städter, und Sie dürfen nicht vergessen, dass die städtischen Arbeiter nicht für eine Arbeit auf dem Lande zu gewinnen sind. Auch das Heimweh ist wichtig, die Leute sind nicht gewohnt allein zu leben u. s. w. Sicher werden sie sehr bedrückt werden durch die Verschickung. Wenn wir den Leuten nicht sagen können, ihr werdet geheilt und ihr habt dort eine gute Zukunft, dann, so wird jeder der mit diesen Kreisen Fühlung hat, überzeugt sein, wird sich keiner bereit finden, dorthin zu gehen.

Herr Dr. Below: Es ist mit Freuden zu begrüßen, dass die Deutsche Kolonialgesellschaft einen Gedanken wieder aufnimmt, den sie schon in früheren Jahren gefasst hatte. Ueber das Thema ist nun verschiedentlich gesprochen worden,

es ist angegriffen, es ist verteidigt worden, und wir werden nie mit dem Thema selbst zu Ende kommen, weil es eine Frage der ewigen Weiterentwicklung ist.

Die Kolonialgesellschaft hat eine Einrichtung, wonach das hier nichts Neues für sie ist, sondern wonach es möglich ist, die Sache weiter zu führen, wie sie schon vorher im grossen Styl begonnen war. Es ist Ihnen wohl nicht unbekannt, dass vor Jahren die tropenhygienischen Fragebogen ziemlich weit gediehen waren, dass man dann aber schliesslich von ihnen schwieg. Glücklicherweise sind die Arbeiten von damals noch erhalten und liegen teilweise auf dem deutschen Gesundheitsamt, zum Teil bei mir. Es handelt sich nämlich nicht nur um die Frage: ist das Klima von Südwest-Afrika günstig, sind die Winde überall gleich günstig; es handelt sich um die wichtige Frage: welche Nord- und Südwind-Strömungen auf der südlichen Halbkugel etwa denen auf der nördlichen entsprechen, kurz um ein genaueres Studium der Passatwinde zum Zwecke der Schwindsuchtsfrage.

Alle diese Sachen würden zu entscheiden sein, und werden sich entscheiden lassen. Welche Sorte Winde, welche Sorte Ozon sind zu suchen u. s. w. Diese Fragen können und sollten beantwortet werden. Die Möglichkeit ist da, die Sache durchzuführen, wenn das Reichsgesundheitsamt sich dafür interessiert, die Arbeiten fortzuführen, die ich anregte und für die sich Virchow so sehr interessiert hat. Wir alle, wir schulden der Kolonialgesellschaft grossen Dank dafür, dass sie die Arbeiten wieder aufgenommen hat, und wir tragen eine Pflicht des Dankes ab gegen Virchow selbst, wenn wir die tropenhygienischen Fragebogenarbeiten wieder aufnehmen.

Herr Oberstabsarzt Dr. Schultzen: Einer Aufforderung des Herrn Vorsitzenden folgend, fasse ich kurz meinen Standpunkt dahin zusammen, dass auch diese Art, die Bekämpfung der Tuberkulose weiter auszudehnen, mit Freuden zu begrüssen ist, solange ihre Durchführung die für die inländische Bekämpfung der Tuberkulose erforderlichen Mittel

nicht schädigt. Ich würde diese Art, die Tuberkulosebekämpfung weiter auszubauen, für schädlich erachten, wenn der hiesigen Bekämpfung soviel Mittel dadurch entzogen würden, dass diese eingeschränkt werden müsste. Ich möchte sagen, wenn diese Voraussetzungen zutreffen, so ist die Bekämpfung der Tuberkulose auf die angegebene Art ein Vorteil für die Bestrebungen gegen die Tuberkulose als Volkskrankheit. Eine andere Frage ist die: hat auch die Kolonie von der Durchführung dieses Planes einen Vorteil? Einer der Herren Vorredner hat gesagt, es sei notwendig, eine dichtere Ansiedelung hervorzurufen; ich möchte die Frage aufwerfen: Ist das das richtige Material, welches wir für die dichtere Ansiedelung brauchen, welches bereits an einer Krankheit leidet, die die Konstitution schwächt, sich fortpflanzen und verursachen kann, dass auch die nachfolgenden Geschlechter daran leiden? Ich bitte zu prüfen, ob die Kolonie nicht unter solchen Massnahmen leiden kann; natürlich ein Versuch kann ja ohne Gefahr stattfinden; ob aber eine grundsätzliche dichtere Ansiedelung durch Tuberkulose auf die Dauer anzuraten ist, diese Frage bedarf doch einer reiflichen Ueberlegung und Prüfung.

Vize-Admiral z. D. Valois: Um Ihre Besorgnis zu zerstreuen, möchte ich zunächst vorausschicken, dass ich nur wenige Worte sagen möchte. Ich möchte auf die Aeusserungen des Herrn Vorredners hinweisen, die wohl verdienen beachtet zu werden. Dann glaube ich in Bezug auf die Anzahl der dorthin zu Schickenden versichern zu dürfen, dass doch noch einige andere Betrachtungen beobachtet werden müssen. Als Seeoffizier und als früherer geschäftsführender Präsident der Kolonialgesellschaft habe ich das grosse Interesse daran, dass unsere Kolonien vorwärts gehen, aber ich kann mir nicht verhehlen, dass die Art und Weise, wie die Leute transportiert werden sollen, doch auf grosse Schwierigkeiten stösst, vor allem auch grosse Kosten verursacht. Ein Dampfer nimmt keine Schwerkranken mit und darf sie nicht mitnehmen; es ist möglich, dass wohl

einer in der ersten oder zweiten Kajüte in einer besonderen Kabine mitkommen kann, aber dass wir eine Anzahl von Patienten in der dritten Klasse herüberschicken, ist gänzlich ausgeschlossen. Auch die Geldfrage dürfte doch von erheblicher Wichtigkeit sein; ich wollte das nur anführen, damit das auch noch beachtet wird, so wünschenswert es ja auch ist, dass die Patienten in ein besseres Klima geführt werden.

Herr Dr. Katz: Der soweit vorgeschrittenen Zeit wegen will ich mich ganz kurz fassen. Ich danke den Herren Diskussionsrednern, vor allem den Herren Geheimräten v. Leyden und Senator, die sich so zustimmend zu meinem Vorschlage ausgesprochen haben. Ich will nun auf alle Einwände, die hier geäußert worden sind, nicht eingehen, dazu mangelt die Zeit; nur gegen das muss ich mich kurz wenden, was Herr Geheimrat Fränkel gesagt hat. Herr Geheimrat Fränkel hat mir vorgeworfen, dass meine Statistik unrichtig sei und hinzugefügt, er wähle den Ausdruck „unrichtig“ nur, weil er der parlamentarisch zulässige sei. Ich glaube, Herr Geheimrat Fränkel hat mir damit sehr unrecht getan. Herr Geheimrat Fränkel hat ausgeführt, nach der Statistik des Reichsversicherungsamtes seien nach 4 Jahren noch 27 % arbeitsfähig; ich habe gesagt, dass nach den Angaben des Regierungsrates Engelmann aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt nach $3\frac{1}{2}$ —4 Jahren noch $\frac{1}{5}$ arbeitsfähig sind; ich glaube, das kommt so ziemlich auf dasselbe heraus. Ueber die Bedeutung des Klimas mit den Herren Geheimräten, deren dankbarer Schüler ich bin, zu rechten, kommt mir nicht zu; ich muss mich da zu meiner Hilfe auf die berufen, die hier und in der medizinischen Gesellschaft sich darüber geäußert haben.

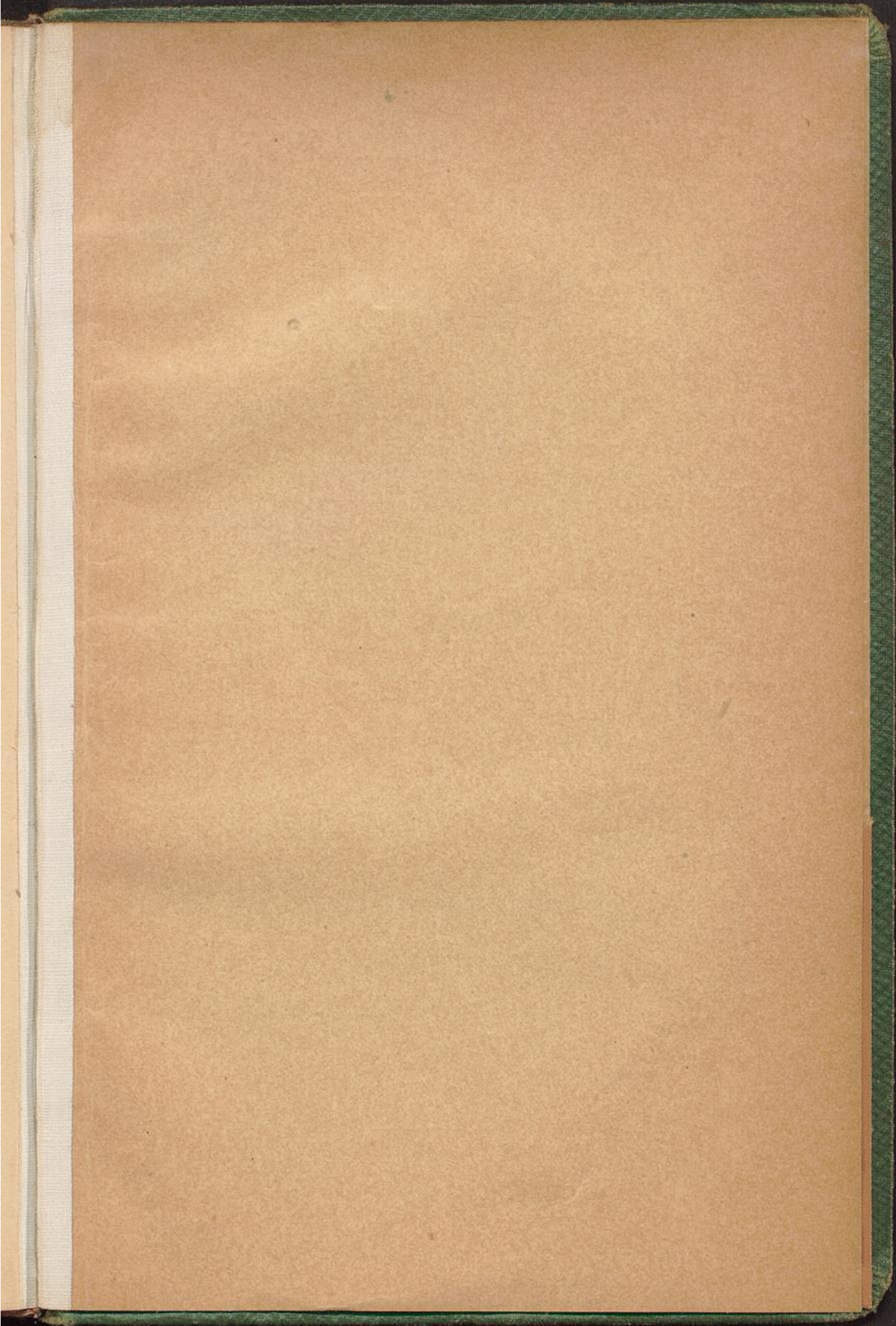
Wenn Einwände gegen die vorgeschlagene Seidenraupenzucht etc. erhoben worden sind, so will ich dazu bemerken, dass ich nicht Vertreter eines bestimmten Projektes bin, sondern vielmehr Vertreter einer, wie ich glaube und hoffe, recht fruchtbaren Idee, nämlich der Idee, das ausserordentlich günstige Klima von Deutsch-Südwestafrika für die Genesung unserer lungenkranken Arbeiter auszunutzen. Wenn weiter gesagt ist,

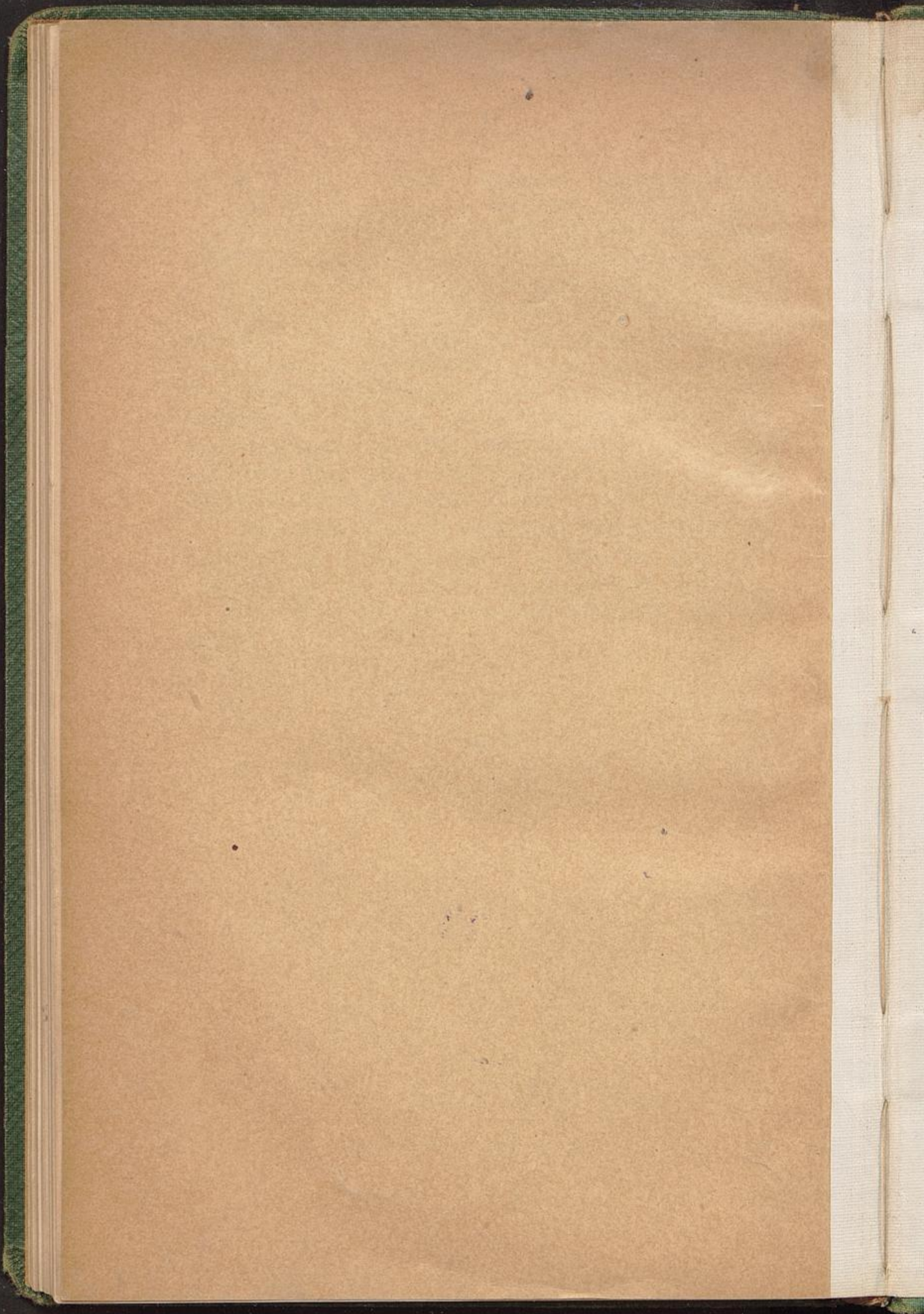
die wenigen, die wir dorthin schaffen können, kämen nicht in Betracht für die Bekämpfung der Tuberkulose in Deutschland, so erwidere ich darauf, dass ich nicht den Ehrgeiz habe, die Tuberkulose aus Deutschland zu vertreiben, das muss ich dem Genie eines Robert Koch oder eines anderen überlassen; was ich vorgeschlagen habe, soll einigen Tausend Arbeitern zu gute kommen, und das, denke ich, ist auch etwas. Meine Herren, die Goldfunde, auf die man nach der Erwerbung von Lüderitzland gehofft hat, haben sich nicht bestätigt; aber vielleicht schenkt uns unsere Kolonie das, was köstlicher ist als Gold, die Gesundung und Existenzmöglichkeit Tausender deutscher Arbeiter; und dazu sollen Sie, meine Herren, mithelfen.

Herr Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Fränkel: Ich habe nicht die Zahlen bezweifelt, die Herr Dr. Katz angeführt hat, ich habe mich nur dagegen gewandt, dass Herr Dr. Katz gesagt hat, die Heilstätten haben sich nicht gut bewährt.

★

3/194

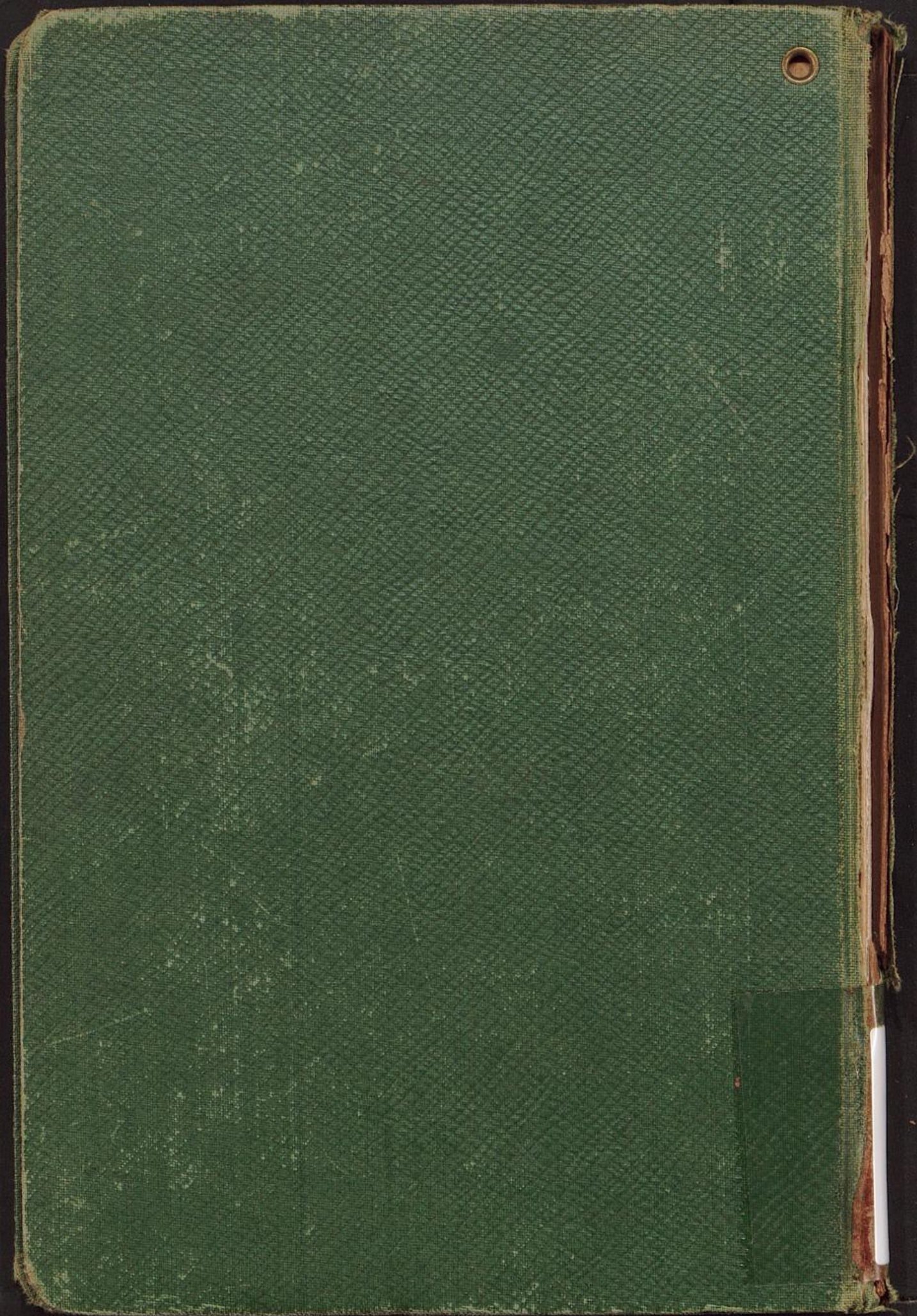




2 Ev 7

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

D. H. HEIDORN
Buchbinder
Bremen, Lessingstr. 31



F
c
568

FC
0568
-7